Komische Erzählungen im Geschmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommission bei Joh. Friedrich Dost.

Komische
Erzählungen
im
Geschmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommission bei Joh. Friedrich Dost.

Komische
Erzählungen
im
Geschmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommission bei Joh. Friedrich Dost.

Komische Erzählungen

im

Geschmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommission bei Joh. Friedrich Dost.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Komische Erzählungen.

Im Geschmak des Boccaz.

Erste Erzählung.

Der Baron von A...

oder

Geschichte
eines galanten jungen Herrn.

Von ihm selbst beschrieben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich war gerade in dem Alter, wo die Leidenschaften unumschränkte Gewalt über den Menschen haben, der sich nicht mäßigen kann, und Keinem von seinen Handlungen Rechenschaft ablegen darf. Ohne ein bestimmtes Vergnügen mir zu wählen, das mich gefesselt hätte, liebte ich die Veränderung in den Vergnügungen und hatte darin meinen eigenen Geschmak.

Einmal trieb mich die Langeweile ins Schauspiel, wo ich in der Loge ein Frauenzimmer fand, das ich noch nie gesehen hatte. Alle Reizze der Venus und der Grazien waren bei ihr vereinigt. Es fiel mir auf, daß ich ein so liebenswürdiges Mädchen nicht kennen sollte, und erkundigte mich bei meinem Nachbar nach ihrem Namen. Man sagte mir, es sei Madam D..., die erst vor kurzem von Berlin nach Wien gekommen wäre, und ich erfuhr zugleich, daß die kleine bucklichte unbedeutende Figur, die ihr zur Seite stand, ihr Herr Gemahl sei. Man

sagte

sagte mir ins Ohr, daß er aus Temperament eifersüchtig sei und aus guten Gründen die Bequemlichkeit liebe; daß er keinem Menschen erlaube, mit seiner Frau Gemahlin umzugehen, dem Fürsten von L... allein ausgenommen, weil sich der bis zur Verschwendung freigebig gegen ihn und sie bewiese. Dies konnte mir unmöglich gefallen; denn so bald ich mich nur von meiner Bestürzung erholt hatte, sah ich leider, daß ich es mit einem eifersüchtigen Ehemann und mit einem begünstigten Liebhaber zu thun hatte.

Indessen ließ ich den Muth nicht sinken. Das Schauspiel gab mir natürlich Gelegenheit, mit der jungen Dame eine Unterhaltung anzufangen. Dies gab mir Veranlassung gewisse Empfindungen und Aeußerungen beizumischen, die ihr den Zustand meines Herzens entdekte. Aus ihren Antworten schloß ich, daß sie mich wenigstens halb verstand. Der sanfte einladende Ton ihrer Stimme vollendete eine Eroberung, da schon ihre äußere Gestalt mein Herz mir raubte, das nur blos allein für sie schlug.

Ich bat um die Erlaubniß, daß ich ihr meine Aufwartung machen dürfte. Ohne mir eine abschlägige Antwort zu geben, ließ sie sich blos merken, daß

sie

sie von ihrem Gemahl abhienge, und daß es daher wohl sehr billig wäre, daß ich erst dessen Bekanntschaft machen müste, ehe ich sie besuchen könnte. Ich sah ein, daß sie vollkommen recht hatte; ich machte ihrem Argus so gleich mein Kompliment und bestrebte mich, ihn durch meine Artigkeit und durch ein paar Schmeicheleien zu gewinnen, und wartete denn auf den Zeitpunkt, wenn er würde eingeschlafen sein. Weil ich wuste, daß er vom Traktiren ein grosser Liebhaber war, that ich ihm gleich den Vorschlag, ob er heute Abend bei mir speisen wollte; mit vielem Wohlgefallen bemerkte ich, daß dies Anerbiethen seine Stirn weit mehr aufheiterte, als alle Schmeicheleien, mit denen ich so verschwenderisch umgegangen war.

Dies schien mir eine gute Vorbedeutung zu sein, und ich sagte seiner Gemahlin, daß er ohne Umstände meine Einladung auf heute Abend angenommen hätte. Sie raubte mir noch bis zu Ende des Schauspiels das Bischen Vernunft, das sie mir übrig gelassen hatte. Jeden Augenblik entdekte ich neue Reizze und verließ sie so verliebt, daß ich beinah darüber das Versprechen vergessen hätte, heute Abend ihren Gemahl zu traktiren. Zur rechten Zeit erinnerte

er

er mich daran, indem er sich erkundigte, ob ich ihn in meinem Wagen mitnehmen wollte. Dies wird für mich viele Ehre sein, sagte ich, führte seine Gemahlin an ihren Wagen, ließ ihn in meinen steigen und fuhr mit ihm nach Hause.

So angenehm und reizzend der Anfang des Abends mir verflossen war, eben so traurig muste ich den Rest desselben verbringen. D... war der unausstehlichste Mensch, den ich je in meinem Leben kennen gelernt habe. Seine widrige Figur, sein schwacher Verstand, der nicht die geringste Bildung gehabt hatte, waren wenig einladend, daß ich mit ihm weiter nichts anzufangen wuste, als ihm tapfer zuzutrinken, so daß ich ihn nach einigen Stunden wie todt nach seiner Wohnung muste fahren lassen.

Im Rausch muste er mir versprechen, daß ich ihn besuchen konnte. Ich that dies den andern Tag, weil sich keine bessere Gelegenheit ereignen konnte, mich nach seinem Wohlsein zu erkundigen.

Ob ich gleich den Vormittag kam, war er doch schon ausgegangen. Ich fragte nach Madam; man ließ mich lange warten, endlich ward mir der Eintritt erlaubt. Sie lag noch im Bette. Man ver-

schone mich mit der genauen Beschreibung, welche Wirkung ihr Anblik auf mich that. Ungeachtet ich mich jezt, da ich dies schreibe, in der unglüklichsten Lage befinde, so geräth doch mein Blut in Wallung, wenn ich an diesen Augenblik denke. Ich habe ihren Besuch angenommen, — sagte sie zu mir, so wie ich ins Zimmer trat, — ungeachtet man es mir scharf verboten hat, keinen Menschen zu sehen. Ich richte mich in diesem Stük nach den Launen meines Gemahls, alle meine Bekanntschaften schränken sich auf den Fürsten von L... ein. Ihre gestrigen Aeußerungen leisten mir Bürgschaft, daß ich mir nie über diese Auszeichnung werde Vorwürfe machen dürfen, die ich keinem Andern als Ihnen je vergönnen würde.

Dies sagte sie mit vieler Grazie; dabei war ihre Schönheit in dem simplen Nachtkleide so einladend, und ihre ganze Figur athmete die verführerischte Wollust, daß ich mich gedrungen fühlte, mich vor ihrem Bette niederzuwerfen. Einer von ihren alabasternen Armen, der auf dem Dekbette lag, war der erste Gegenstand, woran ich meine Empfindungen und mein inneres wüthendes Feuer äußern konnte. Nein! — rief ich aus — nein, Madam, nie will ich Ihnen zur Reue Gelegenheit geben.

Nur

Nur blos darum will ich leben, athmen und sein, um Sie anzubeten und Ihnen dies sagen zu können. — Das Lächeln, womit sie diesen Einfall aufnahm, machte mich dreister in meinen Unternehmungen.

Himmel! Welche Schönheiten entdekten sich mir bei diesem zärtlichen Kampf! Aus dem geringen Widerstand den sie that, schloß ich schon am nahen Ziel meiner Wünsche zu sein. Schon konnten meine Augen, die voll Feuer brannten, keinen Gegenstand mehr deutlich unterscheiden; halb verständbare Töne, ohne Zusammenhang, entfuhren mir zuweilen; aber ich merkte am Ende doch, daß sich ihr Widerstand in dem Grad vermehrte, in dem meine Zudringlichkeit zunahm.

Meine Verwunderung über dies Betragen nahm sichtbar zu; allein sie bat mich so dringend, mit einer so ernsten Mine, sie gehen zu lassen, sie schien so wenig unruhig zu sein, als sie diese Bitte an mich that, daß ich bald mit der schmerzhaftesten Betrübniß die traurige Erfahrung machte, daß ich ein Weib liebte, die Herr von ihrem Temperament, keinen Ueberfall, keine Ueberraschung zu befürchten hätte und sich nur dann erst zu ergeben brauche, wenn sie selbst wollte.

Diese

Diese meine Vermuthung bestätigte sich in der Folge. In zwei Monaten machte ich keine beträchtliche Fortschritte, so wenig ich es an sorgfältigen Bestrebungen fehlen ließ, sie mir verbindlich zu machen. Ich machte ein eigentliches Geschäft daraus, diese Zeit über ihren Verstand und ihren ganzen Karakter zu studiren und ich fand sehr bald, daß ich noch mancherlei Schwierigkeiten zu übersteigen hatte, die weder von der Eifersucht ihres Gemahls, noch von ihrer Neigung und Liebe zum Fürsten von L . . . herkamen. Der Eigennuz und die grossen Vortheile, die er von ihm zog, machten, daß sie sich stellte, daß sie ihn nur allein liebe; daher machte sie mir öfters ein sehr schmeichelhaftes Kompliment, daß ich meine Besuche so vorsichtig einrichte, daß ich ihn noch nie getroffen hätte.

Indessen war ich mit dem Aufgang meines Glüksterns noch nicht zufrieden. Tausendmal hatte ich ihr meine feurige Liebe mit den lebhaftesten Zügen geschildert; tausendmal musten meine brennenden Thränen ihr sagen, daß meine Liebe aufrichtig, zärtlich, innig sei. Oefters glaubte ich schon, daß ich am Ziel meiner Wünsche sei; aber gerade alsdann wenn ich mich in der That davon überzeugen wollte,

sah

sah ich, wie sehr ich mich geirrt habe. Meine Schöne ward ganz und gar vom Eigennuz beherrscht, und ihre Liebe nahm blos nach diesem Verhältniß zu, wenn sie grosse Vortheile von ihren Anbethern zu haben glaubte, oder vielmehr wirklich hatte. So bald ich dies merkte, veränderte ich meine Methode; ich bestürmte nun auf eine ganz andere Art ein Herz, von dessen Besiz das Glük meines ganzen Lebens abzuhängen schien.

Ich trat einmal unangemeldet in ihr Zimmer. Sie klagte über Kopfschmerzen und hatte sich deshalb ins Bette gelegt. Ihr Herr Gemahl spielte auf der Fioline, damit er ihre Fragen und Wünsche nicht beantworten und erfüllen brauchte. Sie hatte nemlich Lust zu einigen modischen Kleidungsstükken; der Kaufmann mit den Waaren stand schon im Zimmer und es kam blos auf den Willen ihres Herrn Gemahls an, ob er das Geld dazu hergeben wollte. Ihre Bitten, selbst ihre Thränen waren nicht vermögend, diesen hartherzigen Filz zu erweichen. Ich nahm ihre Parthie und glaubte, durch meine Vorstellungen ihn endlich dahin zu bringen; allein auch dies Mittel, das so selten fehl schlägt, schlug diesmal fehl. Ich gab daher dem Kaufmann einen

Wink, alle Stükke, welche sich die gnädige Frau ausgesucht hätte, herauszulegen, und alles auf meine Rechnung zu schreiben.

Die ganze Wirthschaft legte ich nun zu ihren Füssen aufs Bette nieder und bat, sie möchte diesen geringen Beweis meines herzlichen Wunsches ihr angenehme Dienste zu leisten, nicht ungeneigt aufnehmen. Anfänglich schien es, als wenn ich eine abschlägige Antwort bekommen sollte, allein ihr Blik sagte mehr als zu deutlich, daß ihr dies Geschenk sehr angenehm sei. Ich ergrif eine von ihren schönen Händen, drükte sie fest in meine; denn es war billig, daß ich ihr auch gewissermassen meinen Dank darbrachte. Nun bedekte ich sie mit feurigen Küssen, gerieth dadurch selbst ganz in Feuer, und sie ward wie durch einen elektrischen Funken auch von mir in Feuer gesezt. In dieser Lage, worin ich mich befand, giebt mir mein Genius ein, allerlei Versuche zu machen, ich ergreife einen Schenkel, der schön gerundet war. Ich wage mich noch weiter — — — — ich komme — — — — Göttер! welche Schönheiten entdekke ich, als ich immer mehr wage, immer weiter — — — Sie stürzen mich ins gröste Unglük — sagte sie, mit halb gebroch-

brochner Stimme, mein Gemahl — — — — allein ihr Herr Gemahl war zu sehr mit seinem Violinspielen beschäftigt, als daß er uns hätte bemerken sollen. Ich glaubte zuweilen schon bei einem kleinen — — — — Heiligthum — — — — — — — — — — — — sie athmete nur noch schwach und — — — — eine convulsivische Bewegung, die sich über ihren ganzen Körper verbreitete, sagte mir, daß ich — — — — Periode — — — Glükseligkeit. Ich berührte ihren Mund mit meinen Lippen, um gleichsam ihre Seele aufzufangen, die auf ihren Lippen zu schweben schien; auch ich befand mich in der nemlichen Krisis. Meine ganze Natur schien in diesem Augenblik verändert zu sein; der Mann war aus meinen Augen verschwunden. Mochte ihn entweder seine Violine zu sehr beschäftigen, oder hatte ihn der Puz seiner Gemahlin, der noch ausgebreicet da lag, zu sehr beschäftigt; kurz er störte uns nicht.

Wir befanden uns in der grösten Bestürzung, daß wir uns in Gegenwart eines dritten so hatten verleiten lassen, der uns so leicht Ungelegenheit hätte machen können. Ich muste doch auch jezt mit ihm sprechen, ich sagte ihm daher, daß ich seine Frau

Gemah:

Gemahlin von ihren Kopfschmerzen kurirt hätte; nichts war leichter, als ihn hiervon zu überzeugen. Ich sagte zu ihm im Scherz, daß ein Mann alle Einfälle und Wünsche seiner Frau sogleich auf der Stelle befriedigen müste, vornemlich wenn sie so liebenswürdig wäre, als seine Frau Gemahlin. Um ihn hierin als Beispiel vorzuleuchten, bat ich sie, sie möchte die Kleinigkeiten wohl aufnehmen, welche sie doch zu haben gewünscht hätte. Er ließ sich hierüber nicht aus, sondern verlies nun das Zimmer und sagte, daß ich sehr leicht seiner Frau ein so ansehnliches Geschenk machen könnte. Ich that nun mein möglichstes sie zu bereden, es anzunehmen. Noch eine ganze Weile vertheidigte sie sich zum Schein, allein ich ward so zudringlich, daß sie endlich mein Anerbiethen sich gefallen ließ, so unangenehm es ihr gewesen wäre, wenn sie es hätte ausschlagen müssen.

Wir waren jezt allein, ohne uns geniren zu dürfen; ihre Erkenntlichkeit war jezt sehr groß, und ich fand nicht die geringste Hinderniß meiner Wünsche. Ein leichtes Nachtkleid verbarg mir aber noch manche Reizze, die mein Auge so gern gesehen hätte. Ich schafte also diese Verhüllungen weg. Mit der

einen Hand entblößte ich ihren reizzenden Busen, der von Grazien geformt zu sein schien, indessen ich mit der andern ganz unmerklich — — — — — Alle ihre Reizze waren jezt aufgedekt vor meinen Augen. Meine Wünsche hatten jezt den höchst möglichsten Grad erreicht. Ich schlürfte jezt unmerklich die Wollust mit vollen Zügen ein, sie verschwendete gleichsam Liebkosungen mit Liebkosungen, liebvolles Entzükken mit liebvollem Entzükken, Seufzer mit Seufzer, verbunden mit einem zärtlichen Schmachten gleichsam mit einer Liebeswuth, mit einer Trunkenheit, wodurch alle Sinne gewissermassen in Raserei versezt werden, welche Lage die Kunst des Mahlers und des Schilderers nie nachahmen wird. Ein Strom von Vergnügungen, womit wir uns gleichsam überschwemmt fühlten, stürzte uns in einen Zustand der Unempfindlichkeit und der Vernichtung, wo die Seele wie bezaubert ihre Kräfte nicht gebrauchen kann und nur darum wieder zu sich selbst zu kommen scheint, um aufs neue in den nemlichen Zustand sich zu versezzen.

Nie hatte ich eine vollkommenere und grössere Seligkeit empfunden. Der geliebte Gegenstand, der mir so viel Unruhe gemacht hatte, war nun ganz

mei-

meinem Wilkühr überlassen. Ich bemerkte nur zu deutlich, daß ich mit vollem Recht auf ihr halbes Herz Anspruch machen könnte, da ich vorher glaubte, daß sie alles aus blos eigennüzzigen Absichten thäte. Die Unterredung lenkte ich bald auf den Fürsten von B..., welcher ihre Gunst und Liebe in dem höchsten Grade zu haben schien; allein, wenn ich mich anders auf ihre Reden verlassen konnte, stand ich bei ihr noch in etwas mehr Credit. Durch diesen Vorzug bekam ich neues Feuer und neue Lebhaftigkeit und der wiederholte Genuß der Freuden dämpfte so wenig mein Feuer, daß er es vielmehr aufs neue wieder aufzublasen schien, indem meine ganze Einbildungskraft mit dem geliebten Gegenstand nur zu sehr beschäftigt war. Diesen Vorzug hatte ich meiner blühenden Gesundheit und meinem Alter zu verdanken; denn ich war damals gerade in meinem zwanzigsten Jahr.

Wie wenig sah ich mein unglükliches Schiksal vorher, das mich erwartete. Ich bemerkte freilich, daß sie selbst damals, als sie alle meine Wünsche erfüllte, auf mich mitleidensvoll hinblikte. Es war mir auffallend, daß ihre auf mich gehefteten Augen ein gewisses Interesse verriethen, das so gar

den Anstrich von Betrübniß verrieth. Meine Eigenliebe sagte mir, daß sie vielleicht bereuen möchte, daß sie nicht schon eher nachgegeben, oder daß sie sich schämen konnte, daß sie aus Interesse mir etwas einräumte, was sie doch im Grunde aus Geschmak mir verstatten konnte. Aber in jedem Fall hatte ich mich betrogen und bald nachher klärte sich die ganze Sache früh genug auf.

Es war schon spät in die Nacht, ich hatte vielleicht mehr als ein Anderer Ruhe nöthig; ich eilte daher nach Hause. Ein zwölfstündiger Schlaf gab mir meine vorigen Kräfte wieder; allein nie war ein Erwachen für mich betrübter und niederschlagender. Grosser Gott! wenn ich noch jezt daran denke, kann ich mich doch kaum von der Wahrheit der Sache überzeugen.

Die kleine D... hatte zur Vergeltung für das Vergnügen, das ich ihr verschaft, mir das allerfatalste, allerverfluchteste Geschenk gemacht. Das Gift, das sie mir mitgetheilt, hatte die sichtbarsten Spuren nachgelassen, und ich in Wollust versunken, war nicht einmal darauf gefallen, die nöthigen Präkautionen zu nehmen, wie man sie unter solchen Umständen nehmen kann. In einer einzigen Nacht —

wer-

wer sollte es glauben! — muste ich alle Simptomen einer Krankheit, oder vielmehr der Pest des menschlichen Geschlechts bekommen, daß ich gar nicht zweifeln durfte, ob ich mich wohl irren könnte. Um mein Schikfal ganz gewis zu erfahren, consultirte ich einen geschikten Arzt A... Er sagte mir leider das, was ich schon gewis wuste, und gab mir den freundschaftlichen Rath, zwei Monate ganz eingezogen zu leben. Ich unterwarf mich allen seinen Vorschriften und Anordnungen, weil dies noch die einzige Parthie war, die ich unter diesen Umständen ergreifen konnte; allein ich wollte doch erst meine ganze Wuth gegen die unwürdige Ursache meines Uebels auslassen. Ich überschikte ihr einen Brief, worin ich nichts vergaß, um meine Lage ihr recht lebhaft zu schildern, wie sehr ich mich, wie sehr sie mich betrogen hätte, welche Schmerzen mir meine Krankheit verursachte, welche fürchterliche Wuth sich meiner bemächtigte, daß ich sie nicht so bestrafen könnte, als sie doch eigentlich verdient hätte.

Ihre Antwort, die sie mir zuschikte, schlug meinen ganzen Zorn mit einmal nieder und ich war besänftigt. „Als Kokette geboren und blos aus Interesse handelnd, hätte sie nie geglaubt — schrieb

sie mir — daß sie Empfindung hätte und Jemanden wirklich lieben könnte, wenn ich sie nicht beides gelehrt hätte. Ihre Gesundheitsumstände hätten ihr nicht erlaubt, seit länger als zwei Monaten, mir eine Gunstbezeugung zu verstatten, die sie mir in einer bessern Verfassung schon weit eher würde vergönnet, selbst angeboten haben. Blos eine Betäubung ihrer Sinne wäre daran Schuld, daß ich zu meinem Zwek gekommen und über sie triumphirt hätte, da sie sich fest vorgenommen, dies nicht eher zuzugeben, als bis sie völlig wieder gesund wäre. Ja selbst mitten unter den Vergnügungen wäre es ihr nahe gegangen, daß sie mich so übel bezahlen müste.“ Sie schikte mir mit diesem Brief zugleich meine Geschenke wieder zurük, und sprach mir noch so manchen Trost zu.

Ich war damit zufrieden, daß sie mich bedauerte und es war mir nicht möglich, sie nun weiter zu hassen, indessen nahm ich mir fest vor, sie nie wieder zu besuchen. Es war mein fester Entschluß, mit dem ganzen Geschlecht von nun an nichts weiter zu thun zu haben, da ich einmal so arg angekommen war. Eine sehr lange Eingezogenheit, welche meine Krankheit, wenn ich sie gehörig abwarten wollte,

schlechterdings forderte, bestärkte mich noch immer mehr in diesem Vorsaz und alles was Welt heist, verursachte mir Ekel und nichts war mir lieber, als Stille und Einsamkeit. Von aller Gesellschaft beinah völlig abgesondert, beschäftigte ich mich in meiner Einsamkeit mit dem Studium der Geschichte und schönen Wissenschaften; ich fand an dieser mir vormals ziemlich fremden Beschäftigung so viele Reizze, daß ich sie allen andern Vergnügungen gerne vorzog.

Daß mit dieser eingezogenen Lebensart viel Unangenehmes und Verdrüßliches verbunden sein muste, wird jeder ohne mein Erinnern mir einräumen; allein ich hielt sie doch lange genug aus. Das Bedürfniß einer Gesellschaft fand sich in demselben Grad wieder ein, als meine Gesundheit nach und nach wieder hergestellt ward. Was wollte ich machen, ich muste nun wieder mit Leuten leben, mit ihnen umgehen, die ich verabscheute, muste alle ihre Lächerlichkeiten anhören, und muste sogar beim Frauenzimmer wieder Unterhaltung und Vergnügen suchen, das mir gewissermassen durch meine eigene Unerfahrenheit so vielen Kummer und so manche Mühseligkeiten verursacht hatte. Eine grosse Zerstreu-

streuung, überhaupt viel Gleichgültigkeit und weit mehr Verachtung der allermeisten von ihnen, waren in dem Plan meines Lebens verzeichnet, den ich mir entwarf und nun wirklich ausführen wollte. Wie weit mir dies gelungen ist, wird die Folge lehren.

Nach einem zurükgelegten Tage, wo ich von einer treulosen und verrätherischen Mahlzeit, die man ein freundschaftliches Mahl leider zu nennen pflegt, etwas niedergeschlagen und traurig nach Hause fuhr, sahe ich zufälliger Weise, daß es bei **Gustchen** noch sehr helle war. Ich ließ meinen Wagen halten. Es war, wer weis wie lange, daß ich sie nicht gesehn hatte. Ernsthaftere Beschäftigungen hatten mir nur kleine Zwischenzeiten zu meinem Vergnügen verstattet, und selbst diese hatte ich nicht immer dazu verwandt. Eine erträgliche Figur, die die grosse Kunst verstehet sich wichtig und wenn sie es darauf anlegt, unentbehrlich zu machen, welche die Unverschämtheit bis zum höchsten Grad treibt, welche nur immer die Schaubühne verstattet, machte sie zu einer Göttin, bei diesen Festen, wo dem Bacchus und der Cithere geopfert wird.

Ich trat unangemeldet in ihr Zimmer. Die Thüre zu ihrem Kabinet war halb geöfnet. Sie

sprach

sprach mit Wärme. Meine Neugierde trieb mich an, auf den Zähen ganz nahe heranzugehen. Durch die Oefnung der Thüre sah ich, wie sich das kleine Ding aus den Umarmungen des Fürsten * * * los-zureissen suchte. Er unterhielt sie erst seit einigen Tagen, wovon ich noch kein Wort wuste. — Nein — wahrhaftig nein, — sagte sie zu ihm — mir darf man dergleichen Anmuthungen nicht machen, ich glaube mein Alter und meine Figur wird mich über dergleichen lächerliche Zumuthungen erheben. Meine Art zu denken muß Ihnen noch ganz unbekannt sein, wenn Sie glauben, daß ich durch niedriges Interesse wozu bewogen werden kann! — — — Ach! rief der Fürst — laut lachend, ich sterbe, wenn ich nicht — — — — aber mein trauter Timnis, redete er einen schönen Pagen an, den ich nur im Spiegel sehen konnte, mein trauter Timnis, sollte ich dich nicht eben so liebenswürdig finden! Dies sage ich nicht deshalb, bestes Gustchen — fuhr er fort, indem er einen etwas ernsthaften Ton annahm, — daß ich dich nicht auch höchst liebenswürdig finden sollte; allein du wirst mir selbst zugeben müssen, daß es sehr lächerlich sein würde, wenn ich mich mit dir abgeben sollte, da es nur blos von mir abhängt, unendlich bessere Mädchen

chen zu haben, als du bei aller deiner Schönheit bist. Ich opfere dir alles auf, dann must du aber auch kein Närrchen sein, und mir ein Vergnügen verschaffen, was mir nicht alle Mädchen verschaffen können; du must abstrahiren können von der gewöhnlichen Manier zu lieben, die mir bald ganz zum Ekel sein wird.

Während dieser für mich sehr interessanten Unterredung war der Prinz näher an sie herangerükt. Er hatte noch immer seinen Pagen Timnis auf dem Schoß, mehr ihr zum Aerger und Verdruß, als zu seinem Vergnügen. Eine von seinen Händen war bereits verschwunden, indessen er mit der andern Gustchens Hand an einen gewissen Ort hinzog, den meine Leser errathen mögen. Timnis sollte dabei behülflich sein; allein Gustchen riß sich mit Gewalt loß, sezte sich in einen Winkel des Zimmers und fieng bitterlich an zu weinen. Aber wozu diese Kindereien! — sagte Timnis — dessen erhizte Einbildungskraft schon den höchsten Grad erreicht hatte — ich begreife es nicht, warum sie für den Prinzen nicht die Gefälligkeit haben wollen, da sie uns nöthigen werden, daß — — — O! ich beschwöre sie — unterbrach ihn Gustchen schluchzend — verschonen

sie

sie mich mit dergleichen Zumuthungen; es ist für mich kränkend und demüthigend genug, daß man mir solche Unanständigkeiten anmuthet, da meine ganze Figur doch etwas besseres erwarten läßt; allein sie sind Ungeheuer — — Schweigen sie mit ihren Beiwörtern, die ganz aus der Mode gekommen sind — rief der Prinz — ist es nicht äußerst lustig, zu sehen eine — Haben sie doch die Gnade — unterbrach ihn Timnis — der in diesem Augenblik empfand, daß er nie mehr als jezt die Gefälligkeiten der Schöne nöthig habe — sie nicht noch mehr böse zu machen. Bestes Gustchen, — fuhr er fort indem er näher an sie heranrükte — haben sie doch Mitleiden mit mir, weil sonst mein inneres Feuer mich verzehrt; ich würde strafbar sein, daß ich ihnen nicht ungezweifelte Beweise meiner Liebe und Zärtlichkeit gegeben hätte, wenn ich nicht, seit dem ich mich in Diensten Ihro Hoheit befinde, das Vergnügen verloren hätten, zu — — — Verschonen sie mich und sich mit dergleichen Erzählungen — fiel sie ihm ins Wort, indem sie ihn mit Verachtung von sich stieß — wollte Gott, daß ich weit von hier wäre, ich schwöre theuer — Zum Glük ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie sich aus unserer Gewalt losmachen werden — entgegnete der Prinz —

er mich daran, indem er sich erkundigte, ob ich ihn in meinem Wagen mitnehmen wollte. Dies wird für mich viele Ehre sein, sagte ich, führte seine Gemahlin an ihren Wagen, ließ ihn in meinen steigen und fuhr mit ihm nach Hause.

So angenehm und reizzend der Anfang des Abends mir verflossen war, eben so traurig muste ich den Rest desselben verbringen. D... war der unausstehlichste Mensch, den ich je in meinem Leben kennen gelernt habe. Seine widrige Figur, sein schwacher Verstand, der nicht die geringste Bildung gehabt hatte, waren wenig einladend, daß ich mit ihm weiter nichts anzufangen wuste, als ihm tapfer zuzütrinken, so daß ich ihn nach einigen Stunden wie todt nach seiner Wohnung muste fahren lassen.

Im Rausch muste er mir versprechen, daß ich ihn besuchen konnte. Ich that dies den andern Tag, weil sich keine bessere Gelegenheit ereignen konnte, mich nach seinem Wohlsein zu erkundigen.

Ob ich gleich den Vormittag kam, war er doch schon ausgegangen. Ich fragte nach Madam; man ließ mich lange warten, endlich ward mir der Eintritt erlaubt. Sie lag noch im Bette. Man ver-

schone mich mit der genauen Beschreibung, welche Wirkung ihr Anblik auf mich that. Ungeachtet ich mich jezt, da ich dies schreibe, in der unglüklichsten Lage befinde, so geräth doch mein Blut in Wallung, wenn ich an diesen Augenblik denke. Ich habe ihren Besuch angenommen, — sagte sie zu mir, so wie ich ins Zimmer trat, — ungeachtet man es mir scharf verboten hat, keinen Menschen zu sehen. Ich richte mich in diesem Stük nach den Launen meines Gemahls, alle meine Bekanntschaften schränken sich auf den Fürsten von L... ein. Ihre gestrigen Aeußerungen leisten mir Bürgschaft, daß ich mir nie über diese Auszeichnung werde Vorwürfe machen dürfen, die ich keinem Andern als Ihnen je vergönnen würde.

Dies sagte sie mit vieler Grazie; dabei war ihre Schönheit in dem simplen Nachtkleide so einladend, und ihre ganze Figur athmete die verführerischte Wolluſt, daß ich mich gedrungen fühlte, mich vor ihrem Bette niederzuwerfen. Einer von ihren alabasternen Armen, der auf dem Dekbette lag, war der erste Gegenstand, woran ich meine Empfindungen und mein inneres wüthendes Feuer äußern konnte. Nein! — rief ich aus — nein, Madam, nie will ich Ihnen zur Reue Gelegenheit geben.

Nur

Nur blos darum will ich leben, athmen und sein, um Sie anzubeten und Ihnen dies sagen zu können. — Das Lächeln, womit sie diesen Einfall aufnahm, machte mich dreister in meinen Unternehmungen.

Himmel! Welche Schönheiten entdekten sich mir bei diesem zärtlichen Kampf! Aus dem geringen Widerstand den sie that, schloß ich schon am nahen Ziel meiner Wünsche zu sein. Schon konnten meine Augen, die voll Feuer brannten, keinen Gegenstand mehr deutlich unterscheiden; halb verständbare Töne, ohne Zusammenhang, entfuhren mir zuweilen; aber ich merkte am Ende doch, daß sich ihr Widerstand in dem Grad vermehrte, in dem meine Zudringlichkeit zunahm.

Meine Verwunderung über dies Betragen nahm sichtbar zu; allein sie bat mich so dringend, mit einer so ernsten Mine, sie gehen zu lassen, sie schien so wenig unruhig zu sein, als sie diese Bitte an mich that, daß ich bald mit der schmerzhaftesten Betrübniß die traurige Erfahrung machte, daß ich ein Weib liebte, die Herr von ihrem Temperament, keinen Ueberfall, keine Ueberraschung zu befürchten hätte und sich nur dann erst zu ergeben brauche, wenn sie selbst wollte.

Diese meine Vermuthung bestätigte sich in der Folge. In zwei Monaten machte ich keine beträchtliche Fortschritte, so wenig ich es an sorgfältigen Bestrebungen fehlen ließ, sie mir verbindlich zu machen. Ich machte ein eigentliches Geschäft daraus, diese Zeit über ihren Verstand und ihren ganzen Karakter zu studiren und ich fand sehr bald, daß ich noch mancherlei Schwierigkeiten zu übersteigen hatte, die weder von der Eifersucht ihres Gemahls, noch von ihrer Neigung und Liebe zum Fürsten von L . . . herkamen. Der Eigennuz und die grossen Vortheile, die er von ihm zog, machten, daß sie sich stellte, daß sie ihn nur allein liebe; daher machte sie mir öfters ein sehr schmeichelhaftes Kompliment, daß ich meine Besuche so vorsichtig einrichte, daß ich ihn noch nie getroffen hätte.

Indessen war ich mit dem Aufgang meines Glüksterns noch nicht zufrieden. Tausendmal hatte ich ihr meine feurige Liebe mit den lebhaftesten Zügen geschildert; tausendmal musten meine brennenden Thränen ihr sagen, daß meine Liebe aufrichtig, zärtlich, innig sei. Oefters glaubte ich schon, daß ich am Ziel meiner Wünsche sei; aber gerade alsdann wenn ich mich in der That davon überzeugen wollte,

sah

sah ich, wie sehr ich mich geirrt habe. Meine Schö-ne ward ganz und gar vom Eigennuz beherrscht, und ihre Liebe nahm blos nach diesem Verhältniß zu, wenn sie grosse Vortheile von ihren Anbethern zu haben glaubte, oder vielmehr wirklich hatte. So bald ich dies merkte, veränderte ich meine Methode; ich bestürmte nun auf eine ganz andere Art ein Herz, von dessen Besiz das Glük meines ganzen Lebens abzuhängen schien.

Ich trat einmal unangemeldet in ihr Zimmer. Sie klagte über Kopfschmerzen und hatte sich des-halb ins Bette gelegt. Ihr Herr Gemahl spielte auf der Fioline, damit er ihre Fragen und Wünsche nicht beantworten und erfüllen brauchte. Sie hatte nemlich Lust zu einigen modischen Kleidungsstükken; der Kaufmann mit den Waaren stand schon im Zim-mer und es kam blos auf den Willen ihres Herrn Gemahls an, ob er das Geld dazu hergeben wollte. Ihre Bitten, selbst ihre Thränen waren nicht ver-mögend, diesen hartherzigen Filz zu erweichen. Ich nahm ihre Parthie und glaubte, durch meine Vor-stellungen ihn endlich dahin zu bringen; allein auch dies Mittel, das so selten fehl schlägt, schlug dies-mal fehl. Ich gab daher dem Kaufmann einen

Wink, alle Stükke, welche sich die gnädige Frau ausgesucht hätte, herauszulegen, und alles auf meine Rechnung zu schreiben.

Die ganze Wirthschaft legte ich nun zu ihren Füssen aufs Bette nieder und bat, sie möchte diesen geringen Beweis meines herzlichen Wunsches ihr angenehme Dienste zu leisten, nicht ungeneigt aufnehmen. Anfänglich schien es, als wenn ich eine abschlägige Antwort bekommen sollte, allein ihr Blik sagte mehr als zu deutlich, daß ihr dies Geschenk sehr angenehm sei. Ich ergrif eine von ihren schönen Händen, drükte sie fest in meine; denn es war billig, daß ich ihr auch gewissermassen meinen Dank darbrachte. Nun bedekte ich sie mit feurigen Küssen, gerieth dadurch selbst ganz in Feuer, und sie ward wie durch einen elektrischen Funken auch von mir in Feuer gesezt. In dieser Lage, worin ich mich befand, giebt mir mein Genius ein, allerlei Versuche zu machen, ich ergreife einen Schenkel, der schön gerundet war. Ich wage mich noch weiter — — — — ich komme — — — — Götter! welche Schönheiten entdekke ich, als ich immer mehr wage, immer weiter — — — Sie stürzen mich ins gröste Unglük — sagte sie, mit halb gebroch-

brochner Stimme, mein Gemahl — — — — allein ihr Herr Gemahl war zu sehr mit seinem Violinspielen beschäftigt, als daß er uns hätte bemerken sollen. Ich glaubte zuweilen schon bei einem kleinen — — — — Heiligthum — — — — — — — — — — — — sie athmete nur noch schwach und — — — — eine convulsivische Bewegung, die sich über ihren ganzen Körper verbreitete, sagte mir, daß ich — — — — Periode — — — Glükseligkeit. Ich berührte ihren Mund mit meinen Lippen, um gleichsam ihre Seele aufzufangen, die auf ihren Lippen zu schweben schien; auch ich befand mich in der nemlichen Krisis. Meine ganze Natur schien in diesem Augenblik verändert zu sein; der Mann war aus meinen Augen verschwunden. Mochte ihn entweder seine Violine zu sehr beschäftigen, oder hatte ihn der Puz seiner Gemahlin, der noch ausgebreieet da lag, zu sehr beschäftigt; kurz er störte uns nicht.

Wir befanden uns in der grösten Bestürzung, daß wir uns in Gegenwart eines dritten so hatten verleiten lassen, der uns so leicht Ungelegenheit hätte machen können. Ich muste doch auch jezt mit ihm sprechen, ich sagte ihm daher, daß ich seine Frau

Gemah:

Gemahlin von ihren Kopfschmerzen kurirt hätte; nichts war leichter, als ihn hiervon zu überzeugen. Ich sagte zu ihm im Scherz, daß ein Mann alle Einfälle und Wünsche seiner Frau sogleich auf der Stelle befriedigen müste, vornemlich wenn sie so liebenswürdig wäre, als seine Frau Gemahlin. Um ihn hierin als Beispiel vorzuleuchten, bat ich sie, sie möchte die Kleinigkeiten wohl aufnehmen, welche sie doch zu haben gewünscht hätte. Er ließ sich hierüber nicht aus, sondern verlies nun das Zimmer und sagte, daß ich sehr leicht seiner Frau ein so ansehnliches Geschenk machen könnte. Ich that nun mein möglichstes sie zu bereden, es anzunehmen. Noch eine ganze Weile vertheidigte sie sich, zum Schein, allein ich ward so zudringlich, daß sie endlich mein Anerbiethen sich gefallen ließ, so unangenehm es ihr gewesen wäre, wenn sie es hätte ausschlagen müssen.

Wir waren jezt allein, ohne uns geniren zu dürfen; ihre Erkenntlichkeit war jezt sehr groß, und ich fand nicht die geringste Hinderniß meiner Wünsche. Ein leichtes Nachtkleid verbarg mir aber noch manche Reizze, die mein Auge so gern gesehen hätte. Ich schafte also diese Verhüllungen weg. Mit der

einen Hand entblößte ich ihren reizzenden Busen, der von Grazien geformt zu sein schien, indessen ich mit der andern ganz unmerklich — — — — — Alle ihre Reizze waren jezt aufgedekt vor meinen Augen. Meine Wünsche hatten jezt den höchst möglichsten Grad erreicht. Ich schlürfte jezt unmerklich die Wollust mit vollen Zügen ein, sie verschwendete gleichsam Liebkosungen mit Liebkosungen, liebvolles Entzükken mit liebvollem Entzükken, Seufzer mit Seufzer, verbunden mit einem zärtlichen Schmachten gleichsam mit einer Liebeswuth, mit einer Trunkenheit, wodurch alle Sinne gewissermassen in Raserei versezt werden, welche Lage die Kunst des Mahlers und des Schilderers nie nachahmen wird. Ein Strom von Vergnügungen, womit wir uns gleichsam überschwemmt fühlten, stürzte uns in einen Zustand der Unempfindlichkeit und der Vernichtung, wo die Seele wie bezaubert ihre Kräfte nicht gebrauchen kann und nur darum wieder zu sich selbst zu kommen scheint, um aufs neue in den nemlichen Zustand sich zu versezzen.

Nie hatte ich eine vollkommenere und grössere Seligkeit empfunden. Der geliebte Gegenstand, der mir so viel Unruhe gemacht hatte, war nun ganz

mei-

meinem Wilkühr überlassen. Ich bemerkte nur zu deutlich, daß ich mit vollem Recht auf ihr halbes Herz Anspruch machen könnte, da ich vorher glaubte, daß sie alles aus blos eigennüzzigen Absichten thäte. Die Unterredung lenkte ich bald auf den Fürsten von B..., welcher ihre Gunst und Liebe in dem höchsten Grade zu haben schien; allein, wenn ich mich anders auf ihre Reden verlassen konnte, stand ich bei ihr noch in etwas mehr Credit. Durch diesen Vorzug bekam ich neues Feuer und neue Lebhaftigkeit und der wiederholte Genuß der Freuden dämpfte so wenig mein Feuer, daß er es vielmehr aufs neue wieder aufzublasen schien, indem meine ganze Einbildungskraft mit dem geliebten Gegenstand nur zu sehr beschäftigt war. Diesen Vorzug hatte ich meiner blühenden Gesundheit und meinem Alter zu verdanken; denn ich war damals gerade in meinem zwanzigsten Jahr.

Wie wenig sah ich mein unglükliches Schiksal vorher, das mich erwartete. Ich bemerkte freilich, daß sie selbst damals, als sie alle meine Wünsche erfüllte, auf mich mitleidensvoll hinblikte. Es war mir auffallend, daß ihre auf mich gehefteten Augen ein gewisses Interesse verriethen, das so gar

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Komische Erzählungen.

Im Geschmak des Boccaz.

Erste Erzählung.

Der Baron von A...

oder

Geschichte eines galanten jungen Herrn.

Von ihm selbst beschrieben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich war gerade in dem Alter, wo die Leidenschaften unumschränkte Gewalt über den Menschen haben, der sich nicht mäßigen kann, und Keinem von seinen Handlungen Rechenschaft ablegen darf. Ohne ein bestimmtes Vergnügen mir zu wählen, das mich gefesselt hätte, liebte ich die Veränderung in den Vergnügungen und hatte darin meinen eigenen Geschmak.

Einmal trieb mich die Langeweile ins Schauspiel, wo ich in der Loge ein Frauenzimmer fand, das ich noch nie gesehen hatte. Alle Reizze der Venus und der Grazien waren bei ihr vereinigt. Es fiel mir auf, daß ich ein so liebenswürdiges Mädchen nicht kennen sollte, und erkundigte mich bei meinem Nachbar nach ihrem Namen. Man sagte mir, es sei Madam D..., die erst vor kurzem von Berlin nach Wien gekommen wäre, und ich erfuhr zugleich, daß die kleine bucklichte unbedeutende Figur, die ihr zur Seite stand, ihr Herr Gemahl sei. Man

sagte

sagte mir ins Ohr, daß er aus Temperament eifersüchtig sei und aus guten Gründen die Bequemlichkeit liebe; daß er keinem Menschen erlaube, mit seiner Frau Gemahlin umzugehen, dem Fürsten von L... allein ausgenommen, weil sich der bis zur Verschwendung freigebig gegen ihn und sie bewiese. Dies konnte mir unmöglich gefallen; denn so bald ich mich nur von meiner Bestürzung erholt hatte, sah ich leider, daß ich es mit einem eifersüchtigen Ehemann und mit einem begünstigten Liebhaber zu thun hatte.

Indessen ließ ich den Muth nicht sinken. Das Schauspiel gab mir natürlich Gelegenheit, mit der jungen Dame eine Unterhaltung anzufangen. Dies gab mir Veranlassung gewisse Empfindungen und Aeußerungen beizumischen, die ihr den Zustand meines Herzens entdekte. Aus ihren Antworten schloß ich, daß sie mich wenigstens halb verstand. Der sanfte einladende Ton ihrer Stimme vollendete eine Eroberung, da schon ihre äußere Gestalt mein Herz mir raubte, das nur blos allein für sie schlug.

Ich bat um die Erlaubniß, daß ich ihr meine Aufwartung machen dürfte. Ohne mir eine abschlägige Antwort zu geben, ließ sie sich blos merken, daß

sie von ihrem Gemahl abhienge, und daß es daher wohl sehr billig wäre, daß ich erst dessen Bekanntschaft machen müste, ehe ich sie besuchen könnte. Ich sah ein, daß sie vollkommen recht hatte; ich machte ihrem Argus so gleich mein Kompliment und bestrebte mich, ihn durch meine Artigkeit und durch ein paar Schmeicheleien zu gewinnen, und wartete denn auf den Zeitpunkt, wenn er würde eingeschlafen sein. Weil ich wuste, daß er vom Traktiren ein grosser Liebhaber war, that ich ihm gleich den Vorschlag, ob er heute Abend bei mir speisen wollte; mit vielem Wohlgefallen bemerkte ich, daß dies Anerbiethen seine Stirn weit mehr aufheiterte, als alle Schmeicheleien, mit denen ich so verschwenderisch umgegangen war.

Dies schien mir eine gute Vorbedeutung zu sein, und ich sagte seiner Gemahlin, daß er ohne Umstände meine Einladung auf heute Abend angenommen hätte. Sie raubte mir noch bis zu Ende des Schauspiels das Bischen Vernunft, das sie mir übrig gelassen hatte. Jeden Augenblik entdekte ich neue Reizze und verließ sie so verliebt, daß ich beinah darüber das Versprechen vergessen hätte, heute Abend ihren Gemahl zu traktiren. Zur rechten Zeit erinnerte

er

er mich daran, indem er sich erkundigte, ob ich ihn in meinem Wagen mitnehmen wollte. Dies wird für mich viele Ehre sein, sagte ich, führte seine Gemahlin an ihren Wagen, ließ ihn in meinen steigen und fuhr mit ihm nach Hause.

So angenehm und reizzend der Anfang des Abends mir verflossen war, eben so traurig muste ich den Rest desselben verbringen. D... war der unausstehlichste Mensch, den ich je in meinem Leben kennen gelernt habe. Seine widrige Figur, sein schwacher Verstand, der nicht die geringste Bildung gehabt hatte, waren wenig einladend, daß ich mit ihm weiter nichts anzufangen wuste, als ihm tapfer zuzütrinken, so daß ich ihn nach einigen Stunden wie todt nach seiner Wohnung muste fahren lassen.

Im Rausch muste er mir versprechen, daß ich ihn besuchen konnte. Ich that dies den andern Tag, weil sich keine bessere Gelegenheit ereignen konnte, mich nach seinem Wohlsein zu erkundigen.

Ob ich gleich den Vormittag kam, war er doch schon ausgegangen. Ich fragte nach Madam; man ließ mich lange warten, endlich ward mir der Eintritt erlaubt. Sie lag noch im Bette. Man ver-

schone mich mit der genauen Beschreibung, welche Wirkung ihr Anblik auf mich that. Ungeachtet ich mich jezt, da ich dies schreibe, in der unglüklichsten Lage befinde, so geräth doch mein Blut in Wallung, wenn ich an diesen Augenblik denke. Ich habe ihren Besuch angenommen, — sagte sie zu mir, so wie ich ins Zimmer trat, — ungeachtet man es mir scharf verboten hat, keinen Menschen zu sehen. Ich richte mich in diesem Stük nach den Launen meines Gemahls, alle meine Bekanntschaften schränken sich auf den Fürsten von L... ein. Ihre gestrigen Aeußerungen leisten mir Bürgschaft, daß ich mir nie über diese Auszeichnung werde Vorwürfe machen dürfen, die ich keinem Andern als Ihnen je vergönnen würde.

Dies sagte sie mit vieler Grazie; dabei war ihre Schönheit in dem simplen Nachtkleide so einladend, und ihre ganze Figur athmete die verführerischte Wollust, daß ich mich gedrungen fühlte, mich vor ihrem Bette niederzuwerfen. Einer von ihren alabasternen Armen, der auf dem Dekbette lag, war der erste Gegenstand, woran ich meine Empfindungen und mein inneres wüthendes Feuer äußern konnte. Nein! — rief ich aus — nein, Madam, nie will ich Ihnen zur Reue Gelegenheit geben.

Nur

Nur blos darum will ich leben, athmen und sein, um Sie anzubeten und Ihnen dies sagen zu können. — Das Lächeln, womit sie diesen Einfall aufnahm, machte mich dreister in meinen Unternehmungen.

Himmel! Welche Schönheiten entdekten sich mir bei diesem zärtlichen Kampf! Aus dem geringen Widerstand den sie that, schloß ich schon am nahen Ziel meiner Wünsche zu sein. Schon konnten meine Augen, die voll Feuer brannten, keinen Gegenstand mehr deutlich unterscheiden; halb verständbare Töne, ohne Zusammenhang, entfuhren mir zuweilen; aber ich merkte am Ende doch, daß sich ihr Widerstand in dem Grad vermehrte, in dem meine Zudringlichkeit zunahm.

Meine Verwunderung über dies Betragen nahm sichtbar zu; allein sie bat mich so dringend, mit einer so ernsten Mine, sie gehen zu lassen, sie schien so wenig unruhig zu sein, als sie diese Bitte an mich that, daß ich bald mit der schmerzhaftesten Betrübniß die traurige Erfahrung machte, daß ich ein Weib liebte, die Herr von ihrem Temperament, keinen Ueberfall, keine Ueberraschung zu befürchten hätte und sich nur dann erst zu ergeben brauche, wenn sie selbst wollte.

Diese

Diese meine Vermuthung bestätigte sich in der Folge. In zwei Monaten machte ich keine beträchtliche Fortschritte, so wenig ich es an sorgfältigen Bestrebungen fehlen ließ, sie mir verbindlich zu machen. Ich machte ein eigentliches Geschäft daraus, diese Zeit über ihren Verstand und ihren ganzen Karakter zu studiren und ich fand sehr bald, daß ich noch mancherlei Schwierigkeiten zu übersteigen hatte, die weder von der Eifersucht ihres Gemahls, noch von ihrer Neigung und Liebe zum Fürsten von L . . . herkamen. Der Eigennuz und die grossen Vortheile, die er von ihm zog, machten, daß sie sich stellte, daß sie ihn nur allein liebe; daher machte sie mir öfters ein sehr schmeichelhaftes Kompliment, daß ich meine Besuche so vorsichtig einrichte, daß ich ihn noch nie getroffen hätte.

Indessen war ich mit dem Aufgang meines Glüksterns noch nicht zufrieden. Tausendmal hatte ich ihr meine feurige Liebe mit den lebhaftesten Zügen geschildert; tausendmal musten meine brennenden Thränen ihr sagen, daß meine Liebe aufrichtig, zärtlich, innig sei. Oefters glaubte ich schon, daß ich am Ziel meiner Wünsche sei; aber gerade alsdann wenn ich mich in der That davon überzeugen wollte,

sah

sah ich, wie sehr ich mich geirrt habe. Meine Schöne ward ganz und gar vom Eigennuz beherrscht, und ihre Liebe nahm blos nach diesem Verhältniß zu, wenn sie grosse Vortheile von ihren Anbethern zu haben glaubte, oder vielmehr wirklich hatte. So bald ich dies merkte, veränderte ich meine Methode; ich bestürmte nun auf eine ganz andere Art ein Herz, von dessen Besiz das Glük meines ganzen Lebens abzuhängen schien.

Ich trat einmal unangemeldet in ihr Zimmer. Sie klagte über Kopfschmerzen und hatte sich deshalb ins Bette gelegt. Ihr Herr Gemahl spielte auf der Fioline, damit er ihre Fragen und Wünsche nicht beantworten und erfüllen brauchte. Sie hatte nemlich Lust zu einigen modischen Kleidungsstükken; der Kaufmann mit den Waaren stand schon im Zimmer und es kam blos auf den Willen ihres Herrn Gemahls an, ob er das Geld dazu hergeben wollte. Ihre Bitten, selbst ihre Thränen waren nicht vermögend, diesen hartherzigen Filz zu erweichen. Ich nahm ihre Parthie und glaubte, durch meine Vorstellungen ihn endlich dahin zu bringen; allein auch dies Mittel, das so selten fehl schlägt, schlug diesmal fehl. Ich gab daher dem Kaufmann einen

Wink

Wink, alle Stükke, welche sich die gnädige Frau ausgesucht hätte, herauszulegen, und alles auf meine Rechnung zu schreiben.

Die ganze Wirthschaft legte ich nun zu ihren Füssen aufs Bette nieder und bat, sie möchte diesen geringen Beweis meines herzlichen Wunsches ihr angenehme Dienste zu leisten, nicht ungeneigt aufnehmen. Anfänglich schien es, als wenn ich eine abschlägige Antwort bekommen sollte, allein ihr Blik sagte mehr als zu deutlich, daß ihr dies Geschenk sehr angenehm sei. Ich ergrif eine von ihren schönen Händen, drükte sie fest in meine; denn es war billig, daß ich ihr auch gewissermassen meinen Dank darbrachte. Nun bedekte ich sie mit feurigen Küssen, gerieth dadurch selbst ganz in Feuer, und sie ward wie durch einen elektrischen Funken auch von mir in Feuer gesezt. In dieser Lage, worin ich mich befand, giebt mir mein Genius ein, allerlei Versuche zu machen, ich ergreife einen Schenkel, der schön gerundet war. Ich wage mich noch weiter — — — — ich komme — — — — Göttер! welche Schönheiten entdekke ich, als ich immer mehr wage, immer weiter — — — Sie stürzen mich ins gröste Unglük — sagte sie, mit halb gebroch-

brochner Stimme, mein Gemahl — — — — allein ihr Herr Gemahl war zu sehr mit seinem Violinspielen beschäftigt, als daß er uns hätte bemerken sollen. Ich glaubte zuweilen schon bei einem kleinen — — — — Heiligthum — — — — — — — — — — — — sie athmete nur noch schwach und — — — — eine convulsivische Bewegung, die sich über ihren ganzen Körper verbreitete, sagte mir, daß ich — — — — Periode — — — Glükseligkeit. Ich berührte ihren Mund mit meinen Lippen, um gleichsam ihre Seele aufzufangen, die auf ihren Lippen zu schweben schien; auch ich befand mich in der nemlichen Krisis. Meine ganze Natur schien in diesem Augenblik verändert zu sein; der Mann war aus meinen Augen verschwunden. Mochte ihn entweder seine Violine zu sehr beschäftigen, oder hatte ihn der Puz seiner Gemahlin, der noch ausgebreieet da lag, zu sehr beschäftigt; kurz er störte uns nicht.

Wir befanden uns in der grösten Bestürzung, daß wir uns in Gegenwart eines dritten so hatten verleiten lassen, der uns so leicht Ungelegenheit hätte machen können. Ich muste doch auch jezt mit ihm sprechen, ich sagte ihm daher, daß ich seine Frau

Gemah:

Gemahlin von ihren Kopfschmerzen kurirt hätte; nichts war leichter, als ihn hiervon zu überzeugen. Ich sagte zu ihm im Scherz, daß ein Mann alle Einfälle und Wünsche seiner Frau sogleich auf der Stelle befriedigen müste, vornemlich wenn sie so liebenswürdig wäre, als seine Frau Gemahlin. Um ihn hierin als Beispiel vorzuleuchten, bat ich sie, sie möchte die Kleinigkeiten wohl aufnehmen, welche sie doch zu haben gewünscht hätte. Er ließ sich hierüber nicht aus, sondern verlies nun das Zimmer und sagte, daß ich sehr leicht seiner Frau ein so ansehnliches Geschenk machen könnte. Ich that nun mein möglichstes sie zu bereden, es anzunehmen. Noch eine ganze Weile vertheidigte sie sich zum Schein, allein ich ward so zudringlich, daß sie endlich mein Anerbiethen sich gefallen ließ, so unangenehm es ihr gewesen wäre, wenn sie es hätte ausschlagen müssen.

Wir waren jezt allein, ohne uns geniren zu dürfen; ihre Erkenntlichkeit war jezt sehr groß, und ich fand nicht die geringste Hinderniß meiner Wünsche. Ein leichtes Nachtkleid verbarg mir aber noch manche Reizze, die mein Auge so gern gesehen hätte. Ich schafte also diese Verhüllungen weg. Mit der

einen Hand entblößte ich ihren reizzenden Busen, der von Grazien geformt zu sein schien, indessen ich mit der andern ganz unmerklich — — — — — Alle ihre Reizze waren jezt aufgedekt vor meinen Augen. Meine Wünsche hatten jezt den höchst möglichsten Grad erreicht. Ich schlürfte jezt unmerklich die Wollust mit vollen Zügen ein, sie verschwendete gleichsam Liebkosungen mit Liebkosungen, liebvolles Entzükken mit liebvollem Entzükken, Seufzer mit Seufzer, verbunden mit einem zärtlichen Schmachten gleichsam mit einer Liebeswuth, mit einer Trunkenheit, wodurch alle Sinne gewissermassen in Raserei versezt werden, welche Lage die Kunst des Mahlers und des Schilderers nie nachahmen wird. Ein Strom von Vergnügungen, womit wir uns gleichsam überschwemmt fühlten, stürzte uns in einen Zustand der Unempfindlichkeit und der Vernichtung, wo die Seele wie bezaubert ihre Kräfte nicht gebrauchen kann und nur darum wieder zu sich selbst zu kommen scheint, um aufs neue in den nemlichen Zustand sich zu versezzen.

Nie hatte ich eine vollkommenere und grössere Seligkeit empfunden. Der geliebte Gegenstand, der mir so viel Unruhe gemacht hatte, war nun ganz

mei-

meinem Wilkühr überlassen. Ich bemerkte nur zu deutlich, daß ich mit vollem Recht auf ihr halbes Herz Anspruch machen könnte, da ich vorher glaubte, daß sie alles aus blos eigennüzzigen Absichten thäte. Die Unterredung lenkte ich bald auf den Fürsten von B..., welcher ihre Gunst und Liebe in dem höchsten Grade zu haben schien; allein, wenn ich mich anders auf ihre Reden verlassen konnte, stand ich bei ihr noch in etwas mehr Credit. Durch diesen Vorzug bekam ich neues Feuer und neue Lebhaftigkeit und der wiederholte Genuß der Freuden dämpfte so wenig mein Feuer, daß er es vielmehr aufs neue wieder aufzublasen schien, indem meine ganze Einbildungskraft mit dem geliebten Gegenstand nur zu sehr beschäftigt war. Diesen Vorzug hatte ich meiner blühenden Gesundheit und meinem Alter zu verdanken; denn ich war damals gerade in meinem zwanzigsten Jahr.

Wie wenig sah ich mein unglükliches Schikksal vorher, das mich erwartete. Ich bemerkte freilich, daß sie selbst damals, als sie alle meine Wünsche erfüllte, auf mich mitleidensvoll hinblikte. Es war mir auffallend, daß ihre auf mich gehefteten Augen ein gewisses Interesse verriethen, das so gar

den Anstrich von Betrübniß verrieth. Meine Eigenliebe sagte mir, daß sie vielleicht bereuen möchte, daß sie nicht schon eher nachgegeben, oder daß sie sich schämen konnte, daß sie aus Interesse mir etwas einräumte, was sie doch im Grunde aus Geschmak mir verstatten konnte. Aber in jedem Fall hatte ich mich betrogen und bald nachher klärte sich die ganze Sache früh genug auf.

Es war schon spät in die Nacht, ich hatte vielleicht mehr als ein Anderer Ruhe nöthig; ich eilte daher nach Hause. Ein zwölfstündiger Schlaf gab mir meine vorigen Kräfte wieder; allein nie war ein Erwachen für mich betrübter und niederschlagender. Grosser Gott! wenn ich noch jezt daran denke, kann ich mich doch kaum von der Wahrheit der Sache überzeugen.

Die kleine D... hatte zur Vergeltung für das Vergnügen, das ich ihr verschaft, mir das allerfatalste, allerverfluchteste Geschenk gemacht. Das Gift, das sie mir mitgetheilt, hatte die sichtbarsten Spuren nachgelassen, und ich in Wollust versunken, war nicht einmal darauf gefallen, die nöthigen Präkautionen zu nehmen, wie man sie unter solchen Umständen nehmen kann. In einer einzigen Nacht —

wer.

wer sollte es glauben! — muste ich alle Simptomen einer Krankheit, oder vielmehr der Pest des menschlichen Geschlechts bekommen, daß ich gar nicht zweifeln durfte, ob ich mich wohl irren könnte. Um mein Schikfal ganz gewis zu erfahren, consultirte ich einen geschikten Arzt A... Er sagte mir leider das, was ich schon gewis wuste, und gab mir den freundschaftlichen Rath, zwei Monate ganz eingezogen zu leben. Ich unterwarf mich allen seinen Vorschriften und Anordnungen, weil dies noch die einzige Parthie war, die ich unter diesen Umständen ergreifen konnte; allein ich wollte doch erst meine ganze Wuth gegen die unwürdige Ursache meines Uebels auslassen. Ich überschikte ihr einen Brief, worin ich nichts vergaß, um meine Lage ihr recht lebhaft zu schildern, wie sehr ich mich, wie sehr sie mich betrogen hätte, welche Schmerzen mir meine Krankheit verursachte, welche fürchterliche Wuth sich meiner bemächtigte, daß ich sie nicht so bestrafen könnte, als sie doch eigentlich verdient hätte.

Ihre Antwort, die sie mir zuschikte, schlug meinen ganzen Zorn mit einmal nieder und ich war besänftigt. „Als Kokette geboren und blos aus Interesse handelnd, hätte sie nie geglaubt — schrieb

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Komische Erzählungen.

Im Geschmak des Boccaz.

Komische Erzählungen

im

Geschmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommission bei Joh. Friedrich Dost.

Komische Erzählungen

im

Geschmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommission bei Joh. Friedrich Dost.

Komische Erzählungen

im

Geschmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommission bei Joh. Friedrich Dost.

Komische Erzählungen

im

Geschmak des Boccaz.

Fünfter Theil.

Halle, 1790.
In Kommission bei Joh. Friedrich Dost.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Komische Erzählungen.

Im Geschmak des Boccaz.

Erste Erzählung.

Der Baron von A...

oder

Geschichte
eines galanten jungen Herrn.

Von ihm selbst beschrieben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich war gerade in dem Alter, wo die Leidenschaften unumschränkte Gewalt über den Menschen haben, der sich nicht mäßigen kann, und Keinem von seinen Handlungen Rechenschaft ablegen darf. Ohne ein bestimmtes Vergnügen mir zu wählen, das mich gefesselt hätte, liebte ich die Veränderung in den Vergnügungen und hatte darin meinen eigenen Geschmak.

Einmal trieb mich die Langeweile ins Schauspiel, wo ich in der Loge ein Frauenzimmer fand, das ich noch nie gesehen hatte. Alle Reizze der Venus und der Grazien waren bei ihr vereinigt. Es fiel mir auf, daß ich ein so liebenswürdiges Mädchen nicht kennen sollte, und erkundigte mich bei meinem Nachbar nach ihrem Namen. Man sagte mir, es sei Madam D..., die erst vor kurzem von Berlin nach Wien gekommen wäre, und ich erfuhr zugleich, daß die kleine bucklichte unbedeutende Figur, die ihr zur Seite stand, ihr Herr Gemahl sei. Man

sagte

sagte mir ins Ohr, daß er aus Temperament eifersüchtig sei und aus guten Gründen die Bequemlichkeit liebe; daß er keinem Menschen erlaube, mit seiner Frau Gemahlin umzugehen, dem Fürsten von L... allein ausgenommen, weil sich der bis zur Verschwendung freigebig gegen ihn und sie bewiese. Dies konnte mir unmöglich gefallen; denn so bald ich mich nur von meiner Bestürzung erholt hatte, sah ich leider, daß ich es mit einem eifersüchtigen Ehemann und mit einem begünstigten Liebhaber zu thun hatte.

Indessen ließ ich den Muth nicht sinken. Das Schauspiel gab mir natürlich Gelegenheit, mit der jungen Dame eine Unterhaltung anzufangen. Dies gab mir Veranlassung gewisse Empfindungen und Aeußerungen beizumischen, die ihr den Zustand meines Herzens entdekte. Aus ihren Antworten schloß ich, daß sie mich wenigstens halb verstand. Der sanfte einladende Ton ihrer Stimme vollendete eine Eroberung, da schon ihre äußere Gestalt mein Herz mir raubte, das nur blos allein für sie schlug.

Ich bat um die Erlaubniß, daß ich ihr meine Aufwartung machen dürfte. Ohne mir eine abschlägige Antwort zu geben, ließ sie sich blos merken, daß

sie

sie von ihrem Gemahl abhienge, und daß es daher wohl sehr billig wäre, daß ich erst dessen Bekanntschaft machen müste, ehe ich sie besuchen könnte. Ich sah ein, daß sie vollkommen recht hatte; ich machte ihrem Argus so gleich mein Kompliment und bestrebte mich, ihn durch meine Artigkeit und durch ein paar Schmeicheleien zu gewinnen, und wartete denn auf den Zeitpunkt, wenn er würde eingeschlafen sein. Weil ich wuste, daß er vom Traktiren ein grosser Liebhaber war, that ich ihm gleich den Vorschlag, ob er heute Abend bei mir speisen wollte; mit vielem Wohlgefallen bemerkte ich, daß dies Anerbiethen seine Stirn weit mehr aufheiterte, als alle Schmeicheleien, mit denen ich so verschwenderisch umgegangen war.

Dies schien mir eine gute Vorbedeutung zu sein, und ich sagte seiner Gemahlin, daß er ohne Umstände meine Einladung auf heute Abend angenommen hätte. Sie raubte mir noch bis zu Ende des Schauspiels das Bischen Vernunft, das sie mir übrig gelassen hatte. Jeden Augenblik entdekte ich neue Reizze und verließ sie so verliebt, daß ich beinah darüber das Versprechen vergessen hätte, heute Abend ihren Gemahl zu traktiren. Zur rechten Zeit erinnerte

er

er mich daran, indem er sich erkundigte, ob ich ihn in meinem Wagen mitnehmen wollte. Dies wird für mich viele Ehre sein, sagte ich, führte seine Gemahlin an ihren Wagen, ließ ihn in meinen steigen und fuhr mit ihm nach Hause.

So angenehm und reizzend der Anfang des Abends mir verflossen war, eben so traurig muste ich den Rest desselben verbringen. D... war der unausstehlichste Mensch, den ich je in meinem Leben kennen gelernt habe. Seine widrige Figur, sein schwacher Verstand, der nicht die geringste Bildung gehabt hatte, waren wenig einladend, daß ich mit ihm weiter nichts anzufangen wuste, als ihm tapfer zuzutrinken, so daß ich ihn nach einigen Stunden wie todt nach seiner Wohnung muste fahren lassen.

Im Rausch muste er mir versprechen, daß ich ihn besuchen konnte. Ich that dies den andern Tag, weil sich keine bessere Gelegenheit ereignen konnte, mich nach seinem Wohlsein zu erkundigen.

Ob ich gleich den Vormittag kam, war er doch schon ausgegangen. Ich fragte nach Madam; man ließ mich lange warten, endlich ward mir der Eintritt erlaubt. Sie lag noch im Bette. Man ver-

schone mich mit der genauen Beschreibung, welche Wirkung ihr Anblik auf mich that. Ungeachtet ich mich jezt, da ich dies schreibe, in der unglüklichsten Lage befinde, so geräth doch mein Blut in Wallung, wenn ich an diesen Augenblik denke. Ich habe ihren Besuch angenommen, — sagte sie zu mir, so wie ich ins Zimmer trat, — ungeachtet man es mir scharf verboten hat, keinen Menschen zu sehen. Ich richte mich in diesem Stük nach den Launen meines Gemahls, alle meine Bekanntschaften schränken sich auf den Fürsten von L... ein. Ihre gestrigen Aeußerungen leisten mir Bürgschaft, daß ich mir nie über diese Auszeichnung werde Vorwürfe machen dürfen, die ich keinem Andern als Ihnen je vergönnen würde.

Dies sagte sie mit vieler Grazie; dabei war ihre Schönheit in dem simplen Nachtkleide so einladend, und ihre ganze Figur athmete die verführerischte Wollust, daß ich mich gedrungen fühlte, mich vor ihrem Bette niederzuwerfen. Einer von ihren alabasternen Armen, der auf dem Dekbette lag, war der erste Gegenstand, woran ich meine Empfindungen und mein inneres wüthendes Feuer äußern konnte. Nein! — rief ich aus — nein, Madam, nie will ich Ihnen zur Reue Gelegenheit geben.

Nur

Nur blos darum will ich leben, athmen und sein, um Sie anzubeten und Ihnen dies sagen zu können. — Das Lächeln, womit sie diesen Einfall aufnahm, machte mich dreister in meinen Unternehmungen.

Himmel! Welche Schönheiten entdekten sich mir bei diesem zärtlichen Kampf! Aus dem geringen Widerstand den sie that, schloß ich schon am nahen Ziel meiner Wünsche zu sein. Schon konnten meine Augen, die voll Feuer brannten, keinen Gegenstand mehr deutlich unterscheiden; halb verständbare Töne, ohne Zusammenhang, entfuhren mir zuweilen; aber ich merkte am Ende doch, daß sich ihr Widerstand in dem Grad vermehrte, in dem meine Zudringlichkeit zunahm.

Meine Verwunderung über dies Betragen nahm sichtbar zu; allein sie bat mich so dringend, mit einer so ernsten Mine, sie gehen zu lassen, sie schien so wenig unruhig zu sein, als sie diese Bitte an mich that, daß ich bald mit der schmerzhaftesten Betrübniß die traurige Erfahrung machte, daß ich ein Weib liebte, die Herr von ihrem Temperament, keinen Ueberfall, keine Ueberraschung zu befürchten hätte und sich nur dann erst zu ergeben brauche, wenn sie selbst wollte.

Diese

Diese meine Vermuthung bestätigte sich in der Folge. In zwei Monaten machte ich keine beträchtliche Fortschritte, so wenig ich es an sorgfältigen Bestrebungen fehlen ließ, sie mir verbindlich zu machen. Ich machte ein eigentliches Geschäft daraus, diese Zeit über ihren Verstand und ihren ganzen Karakter zu studiren und ich fand sehr bald, daß ich noch mancherlei Schwierigkeiten zu übersteigen hatte, die weder von der Eifersucht ihres Gemahls, noch von ihrer Neigung und Liebe zum Fürsten von L . . . herkamen. Der Eigennuz und die grossen Vortheile, die er von ihm zog, machten, daß sie sich stellte, daß sie ihn nur allein liebe; daher machte sie mir öfters ein sehr schmeichelhaftes Kompliment, daß ich meine Besuche so vorsichtig einrichte, daß ich ihn noch nie getroffen hätte.

Indessen war ich mit dem Aufgang meines Glüksterns noch nicht zufrieden. Tausendmal hatte ich ihr meine feurige Liebe mit den lebhaftesten Zügen geschildert; tausendmal musten meine brennenden Thränen ihr sagen, daß meine Liebe aufrichtig, zärtlich, innig sei. Oefters glaubte ich schon, daß ich am Ziel meiner Wünsche sei; aber gerade alsdann wenn ich mich in der That davon überzeugen wollte,

sah

sah ich, wie sehr ich mich geirrt habe. Meine Schöne ward ganz und gar vom Eigennuz beherrscht, und ihre Liebe nahm blos nach diesem Verhältniß zu, wenn sie grosse Vortheile von ihren Anbethern zu haben glaubte, oder vielmehr wirklich hatte. So bald ich dies merkte, veränderte ich meine Methode; ich bestürmte nun auf eine ganz andere Art ein Herz, von dessen Besiz das Glük meines ganzen Lebens abzuhängen schien.

Ich trat einmal unangemeldet in ihr Zimmer. Sie klagte über Kopfschmerzen und hatte sich deshalb ins Bette gelegt. Ihr Herr Gemahl spielte auf der Fioline, damit er ihre Fragen und Wünsche nicht beantworten und erfüllen brauchte. Sie hatte nemlich Lust zu einigen modischen Kleidungsstükken; der Kaufmann mit den Waaren stand schon im Zimmer und es kam blos auf den Willen ihres Herrn Gemahls an, ob er das Geld dazu hergeben wollte. Ihre Bitten, selbst ihre Thränen waren nicht vermögend, diesen hartherzigen Filz zu erweichen. Ich nahm ihre Parthie und glaubte, durch meine Vorstellungen ihn endlich dahin zu bringen; allein auch dies Mittel, das so selten fehl schlägt, schlug diesmal fehl. Ich gab daher dem Kaufmann einen

Wink

Wink, alle Stükke, welche sich die gnädige Frau ausgesucht hätte, herauszulegen, und alles auf meine Rechnung zu schreiben.

Die ganze Wirthschaft legte ich nun zu ihren Füssen aufs Bette nieder und bat, sie möchte diesen geringen Beweis meines herzlichen Wunsches ihr angenehme Dienste zu leisten, nicht ungeneigt aufnehmen. Anfänglich schien es, als wenn ich eine abschlägige Antwort bekommen sollte, allein ihr Blik sagte mehr als zu deutlich, daß ihr dies Geschenk sehr angenehm sei. Ich ergrif eine von ihren schönen Händen, drükte sie fest in meine; denn es war billig, daß ich ihr auch gewissermassen meinen Dank darbrachte. Nun bedekte ich sie mit feurigen Küssen, gerieth dadurch selbst ganz in Feuer, und sie ward wie durch einen elektrischen Funken auch von mir in Feuer gesezt. In dieser Lage, worin ich mich befand, giebt mir mein Genius ein, allerlei Versuche zu machen, ich ergreife einen Schenkel, der schön gerundet war. Ich wage mich noch weiter — — — — ich komme — — — — Götter! welche Schönheiten entdekke ich, als ich immer mehr wage, immer weiter — — — Sie stürzen mich ins gröste Unglük — sagte sie, mit halb gebroch-

brochner Stimme, mein Gemahl — — — — allein ihr Herr Gemahl war zu sehr mit seinem Violinspielen beschäftigt, als daß er uns hätte bemerken sollen. Ich glaubte zuweilen schon bei einem kleinen — — — — Heiligthum — — — — — — — — — — — sie athmete nur noch schwach und — — — — eine convulsivische Bewegung, die sich über ihren ganzen Körper verbreitete, sagte mir, daß ich — — — — Periode — — — Glükseligkeit. Ich berührte ihren Mund mit meinen Lippen, um gleichsam ihre Seele aufzufangen, die auf ihren Lippen zu schweben schien; auch ich befand mich in der nemlichen Krisis. Meine ganze Natur schien in diesem Augenblik verändert zu sein; der Mann war aus meinen Augen verschwunden. Mochte ihn entweder seine Violine zu sehr beschäftigen, oder hatte ihn der Puz seiner Gemahlin, der noch ausgebreieet da lag, zu sehr beschäftigt; kurz er störte uns nicht.

Wir befanden uns in der grösten Bestürzung, daß wir uns in Gegenwart eines dritten so hatten verleiten lassen, der uns so leicht Ungelegenheit hätte machen können. Ich muste doch auch jezt mit ihm sprechen, ich sagte ihm daher, daß ich seine Frau

Gemah-

Gemahlin von ihren Kopfschmerzen kurirt hätte; nichts war leichter, als ihn hiervon zu überzeugen. Ich sagte zu ihm im Scherz, daß ein Mann alle Einfälle und Wünsche seiner Frau sogleich auf der Stelle befriedigen müste, vornemlich wenn sie so liebenswürdig wäre, als seine Frau Gemahlin. Um ihn hierin als Beispiel vorzuleuchten, bat ich sie, sie möchte die Kleinigkeiten wohl aufnehmen, welche sie doch zu haben gewünscht hätte. Er ließ sich hierüber nicht aus, sondern verlies nun das Zimmer und sagte, daß ich sehr leicht seiner Frau ein so ansehnliches Geschenk machen könnte. Ich that nun mein möglichstes sie zu bereden, es anzunehmen. Noch eine ganze Weile vertheidigte sie sich zum Schein, allein ich ward so zudringlich, daß sie endlich mein Anerbiethen sich gefallen ließ, so unangenehm es ihr gewesen wäre, wenn sie es hätte ausschlagen müssen.

Wir waren jezt allein, ohne uns geniren zu dürfen; ihre Erkenntlichkeit war jezt sehr groß, und ich fand nicht die geringste Hinderniß meiner Wünsche. Ein leichtes Nachtkleid verbarg mir aber noch manche Reizze, die mein Auge so gern gesehen hätte. Ich schafte also diese Verhüllungen weg. Mit der

einen Hand entblößte ich ihren reizzenden Busen, der von Grazien geformt zu sein schien, indessen ich mit der andern ganz unmerklich — — — — — Alle ihre Reizze waren jezt aufgedekt vor meinen Augen. Meine Wünsche hatten jezt den höchst möglichsten Grad erreicht. Ich schlürfte jezt unmerklich die Wollust mit vollen Zügen ein, sie verschwendete gleichsam Liebkosungen mit Liebkosungen, liebvolles Entzükken mit liebvollem Entzükken, Seufzer mit Seufzer, verbunden mit einem zärtlichen Schmachten gleichsam mit einer Liebeswuth, mit einer Trunkenheit, wodurch alle Sinne gewissermassen in Raserei versezt werden, welche Lage die Kunst des Mahlers und des Schilderers nie nachahmen wird. Ein Strom von Vergnügungen, womit wir uns gleichsam überschwemmt fühlten, stürzte uns in einen Zustand der Unempfindlichkeit und der Vernichtung, wo die Seele wie bezaubert ihre Kräfte nicht gebrauchen kann und nur darum wieder zu sich selbst zu kommen scheint, um aufs neue in den nemlichen Zustand sich zu versezzen.

Nie hatte ich eine vollkommenere und grössere Seligkeit empfunden. Der geliebte Gegenstand, der mir so viel Unruhe gemacht hatte, war nun ganz

mei-

meinem Wilkühr überlassen. Ich bemerkte nur zu deutlich, daß ich mit vollem Recht auf ihr halbes Herz Anspruch machen könnte, da ich vorher glaubte, daß sie alles aus blos eigennüzzigen Absichten thäte. Die Unterredung lenkte ich bald auf den Fürsten von B..., welcher ihre Gunst und Liebe in dem höchsten Grade zu haben schien; allein, wenn ich mich anders auf ihre Reden verlassen konnte, stand ich bei ihr noch in etwas mehr Credit. Durch diesen Vorzug bekam ich neues Feuer und neue Lebhaftigkeit und der wiederholte Genuß der Freuden dämpfte so wenig mein Feuer, daß er es vielmehr aufs neue wieder aufzublasen schien, indem meine ganze Einbildungskraft mit dem geliebten Gegenstand nur zu sehr beschäftigt war. Diesen Vorzug hatte ich meiner blühenden Gesundheit und meinem Alter zu verdanken; denn ich war damals gerade in meinem zwanzigsten Jahr.

Wie wenig sah ich mein unglükliches Schiksal vorher, das mich erwartete. Ich bemerkte freilich, daß sie selbst damals, als sie alle meine Wünsche erfüllte, auf mich mitleidensvoll hinblikte. Es war mir auffallend, daß ihre auf mich gehefteten Augen ein gewisses Interesse verriethen, das so gar

den Anstrich von Betrübniß verrieth. Meine Eigenliebe sagte mir, daß sie vielleicht bereuen möchte, daß sie nicht schon eher nachgegeben, oder daß sie sich schämen konnte, daß sie aus Interesse mir etwas einräumte, was sie doch im Grunde aus Geschmak mir verstatten konnte. Aber in jedem Fall hatte ich mich betrogen und bald nachher klärte sich die ganze Sache früh genug auf.

Es war schon spät in die Nacht, ich hatte vielleicht mehr als ein Anderer Ruhe nöthig; ich eilte daher nach Hause. Ein zwölfstündiger Schlaf gab mir meine vorigen Kräfte wieder; allein nie war ein Erwachen für mich betrübter und niederschlagender. Grosser Gott! wenn ich noch jezt daran denke, kann ich mich doch kaum von der Wahrheit der Sache überzeugen.

Die kleine D... hatte zur Vergeltung für das Vergnügen, das ich ihr verschaft, mir das allerfatalste, allerverfluchteste Geschenk gemacht. Das Gift, das sie mir mitgetheilt, hatte die sichtbarsten Spuren nachgelassen, und ich in Wollust versunken, war nicht einmal darauf gefallen, die nöthigen Präkautionen zu nehmen, wie man sie unter solchen Umständen nehmen kann. In einer einzigen Nacht —

wer.

wer sollte es glauben! — muste ich alle Simptomen einer Krankheit, oder vielmehr der Pest des menschlichen Geschlechts bekommen, daß ich gar nicht zweifeln durfte, ob ich mich wohl irren könnte. Um mein Schikſal ganz gewis zu erfahren, consultirte ich einen geschikten Arzt A... Er sagte mir leider das, was ich schon gewis wuste, und gab mir den freundschaftlichen Rath, zwei Monate ganz eingezogen zu leben. Ich unterwarf mich allen seinen Vorschriften und Anordnungen, weil dies noch die einzige Parthie war, die ich unter diesen Umständen ergreifen konnte; allein ich wollte doch erst meine ganze Wuth gegen die unwürdige Ursache meines Uebels auslassen. Ich überschikte ihr einen Brief, worin ich nichts vergaß, um meine Lage ihr recht lebhaft zu schildern, wie sehr ich mich, wie sehr sie mich betrogen hätte, welche Schmerzen mir meine Krankheit verursachte, welche fürchterliche Wuth sich meiner bemächtigte, daß ich sie nicht so bestrafen könnte, als sie doch eigentlich verdient hätte.

Ihre Antwort, die sie mir zuschikte, schlug meinen ganzen Zorn mit einmal nieder und ich war besänftigt. „Als Kokette geboren und blos aus Interesse handelnd, hätte sie nie geglaubt — schrieb

sie mir — daß sie Empfindung hätte und Jemanden wirklich lieben könnte, wenn ich sie nicht beides gelehrt hätte. Ihre Gesundheitsumstände hätten ihr nicht erlaubt, seit länger als zwei Monaten, mir eine Gunstbezeugung zu verstatten, die sie mir in einer bessern Verfassung schon weit eher würde vergönnet, selbst angeboten haben. Blos eine Betäubung ihrer Sinne wäre daran Schuld, daß ich zu meinem Zwek gekommen und über sie triumphirt hätte, da sie sich fest vorgenommen, dies nicht eher zuzugeben, als bis sie völlig wieder gesund wäre. Ja selbst mitten unter den Vergnügungen wäre es ihr nahe gegangen, daß sie mich so übel bezahlen müste.“ Sie schikte mir mit diesem Brief zugleich meine Geschenke wieder zurük, und sprach mir noch so manchen Trost zu.

Ich war damit zufrieden, daß sie mich bedauerte und es war mir nicht möglich, sie nun weiter zu hassen, indessen nahm ich mir fest vor, sie nie wieder zu besuchen. Es war mein fester Entschluß, mit dem ganzen Geschlecht von nun an nichts weiter zu thun zu haben, da ich einmal so arg angekommen war. Eine sehr lange Eingezogenheit, welche meine Krankheit, wenn ich sie gehörig abwarten wollte,

schlechterdings forderte, bestärkte mich noch immer mehr in diesem Vorsaz und alles was Welt heist, verursachte mir Ekel und nichts war mir lieber, als Stille und Einsamkeit. Von aller Gesellschaft beinah völlig abgesondert, beschäftigte ich mich in meiner Einsamkeit mit dem Studium der Geschichte und schönen Wissenschaften; ich fand an dieser mir vormals ziemlich fremden Beschäftigung so viele Reizze, daß ich sie allen andern Vergnügungen gerne vorzog.

Daß mit dieser eingezogenen Lebensart viel Unangenehmes und Verdrüßliches verbunden sein muste, wird jeder ohne mein Erinnern mir einräumen; allein ich hielt sie doch lange genug aus. Das Bedürfniß einer Gesellschaft fand sich in demselben Grad wieder ein, als meine Gesundheit nach und nach wieder hergestellt ward. Was wollte ich machen, ich muste nun wieder mit Leuten leben, mit ihnen umgehen, die ich verabscheute, muste alle ihre Lächerlichkeiten anhören, und muste sogar beim Frauenzimmer wieder Unterhaltung und Vergnügen suchen, das mir gewissermassen durch meine eigene Unerfahrenheit so vielen Kummer und so manche Mühseligkeiten verursacht hatte. Eine grosse Zerstreu-

streuung, überhaupt viel Gleichgültigkeit und weit mehr Verachtung der allermeisten von ihnen, waren in dem Plan meines Lebens verzeichnet, den ich mir entwarf und nun wirklich ausführen wollte. Wie weit mir dies gelungen ist, wird die Folge lehren.

Nach einem zurükgelegten Tage, wo ich von einer treulosen und verrätherischen Mahlzeit, die man ein freundschaftliches Mahl leider zu nennen pflegt, etwas niedergeschlagen und traurig nach Hause fuhr, sahe ich zufälliger Weise, daß es bei Gustchen noch sehr helle war. Ich ließ meinen Wagen halten. Es war, wer weis wie lange, daß ich sie nicht gesehn hatte. Ernsthaftere Beschäftigungen hatten mir nur kleine Zwischenzeiten zu meinem Vergnügen verstattet, und selbst diese hatte ich nicht immer dazu verwandt. Eine erträgliche Figur, die die grosse Kunst verstehet sich wichtig und wenn sie es darauf anlegt, unentbehrlich zu machen, welche die Unverschämtheit bis zum höchsten Grad treibt, welche nur immer die Schaubühne verstattet, machte sie zu einer Göttin, bei diesen Festen, wo dem Bacchus und der Cithere geopfert wird.

Ich trat unangemeldet in ihr Zimmer. Die Thüre zu ihrem Kabinet war halb geöfnet. Sie

sprach

sprach mit Wärme. Meine Neugierde trieb mich an, auf den Zähen ganz nahe heranzugehen. Durch die Oefnung der Thüre sah ich, wie sich das kleine Ding aus den Umarmungen des Fürsten * * * los-zureissen suchte. Er unterhielt sie erst seit einigen Tagen, wovon ich noch kein Wort wuste. — Nein — wahrhaftig nein, — sagte sie zu ihm — mir darf man dergleichen Anmuthungen nicht machen, ich glaube mein Alter und meine Figur wird mich über dergleichen lächerliche Zumuthungen erheben. Meine Art zu denken muß Ihnen noch ganz unbekannt sein, wenn Sie glauben, daß ich durch niedriges Interesse wozu bewogen werden kann! — — — Ach! rief der Fürst — laut lachend, ich sterbe, wenn ich nicht — — — — aber mein trauter **Timnis**, redete er einen schönen Pagen an, den ich nur im Spiegel sehen konnte, mein trauter **Timnis**, sollte ich dich nicht eben so liebenswürdig finden! Dies sage ich nicht deshalb, bestes **Gustchen** — fuhr er fort, indem er einen etwas ernsthaften Ton annahm, — daß ich dich nicht auch höchst liebenswürdig finden sollte; allein du wirst mir selbst zugeben müssen, daß es sehr lächerlich sein würde, wenn ich mich mit dir abgeben sollte, da es nur blos von mir abhängt, unendlich bessere Mädchen

chen zu haben, als du bei aller deiner Schönheit bist. Ich opfere dir alles auf, dann must du aber auch kein Närrchen sein, und mir ein Vergnügen versagen, was mir nicht alle Mädchen verschaffen können; du must abstrahiren können von der gewöhnlichen Manier zu lieben, die mir bald ganz zum Ekel sein wird.

Während dieser für mich sehr interessanten Unterredung war der Prinz näher an sie herangerükt. Er hatte noch immer seinen Pagen Timnis auf dem Schoß, mehr ihr zum Aerger und Verdruß, als zu seinem Vergnügen. Eine von seinen Händen war bereits verschwunden, indessen er mit der andern Gustchens Hand an einen gewissen Ort hinzog, den meine Leser errathen mögen. Timnis sollte dabei behülflich sein; allein Gustchen riß sich mit Gewalt loß, sezte sich in einen Winkel des Zimmers und fieng bitterlich an zu weinen. Aber wozu diese Kindereien! — sagte Timnis — dessen erhizte Einbildungskraft schon den höchsten Grad erreicht hatte — ich begreife es nicht, warum sie für den Prinzen nicht die Gefälligkeit haben wollen, da sie uns nöthigen werden, daß — — — O! ich beschwöre sie — unterbrach ihn Gustchen schluchzend — verschonen

sie

sie mich mit dergleichen Zumuthungen; es ist für mich kränkend und demüthigend genug, daß man mir solche Unanständigkeiten anmuthet, da meine ganze Figur doch etwas besseres erwarten läßt; allein sie sind Ungeheuer — — Schweigen sie mit ihren Beiwörtern, die ganz aus der Mode gekommen sind — rief der Prinz — ist es nicht äußerst lustig, zu sehen eine — Haben sie doch die Gnade — unterbrach ihn Timnis — der in diesem Augenblik empfand, daß er nie mehr als jezt die Gefälligkeiten der Schöne nöthig habe — sie nicht noch mehr böse zu machen. Bestes Gustchen, — fuhr er fort indem er näher an sie heranrükte — haben sie doch Mitleiden mit mir, weil sonst mein inneres Feuer mich verzehrt; ich würde strafbar sein, daß ich ihnen nicht ungezweifelte Beweise meiner Liebe und Zärtlichkeit gegeben hätte, wenn ich nicht, seit dem ich mich in Diensten Ihro Hoheit befinde, das Vergnügen verloren hätten, zu — — — Verschonen sie mich und sich mit dergleichen Erzählungen — fiel sie ihm ins Wort, indem sie ihn mit Verachtung von sich stieß — wollte Gott, daß ich weit von hier wäre, ich schwöre theuer — Zum Glük ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie sich aus unserer Gewalt losmachen werden — entgegnete der Prinz —

sie würden vielmehr am besten thun, sich nach unsern Schwachheiten zu bequemen, anstatt um einer unverantwortlichen Grille halber, die Zeit unnüz zu verderben, die wir der Liebe widmen müssen. Bestes Gustchen — fuhr er fort, indem er nahe an sie heranrükte und sie mit den zärtlichsten Liebkosungen überhäufte, im Namen deiner Reizze, im Namen der Vergnügungen, die ich dir so gern verschaffen möchte, nimm Rükſicht auf den Eindruk, den du auf mich machst, der mich aber gewis zu nichts bestimmen wird, wenn du durch deine wohlthätige Hand nicht meine aufbrausende Ideen realisirst, die deine Figur in mir entstehen ließen. Himmel! das ist zu arg, — rief Gustchen aus, welche bei dem wiederholten Vorschlage ganz außer sich war. — Lassen sie mich gehen, oder ich weis nicht, wozu mich meine gerechte Verachtung noch verleiten könnte.

Urplözlich riß sie sich aus seinen Umarmungen loß, mit einer Anstrengung und Wuth, die man kaum beschreiben kann, und warf sich auf einen Sopha, wo sie ihren Thränen freien Lauf ließ, die sie so lange zurükgehalten hatte. Sie ist wahrscheinlich nicht klug, sagte der Prinz zu Timnis, indem er sich nach seiner Seite wendete; allein Timnis war in

einer solchen Verfassung, daß er auf so etwas eben nicht hören konnte. Durch Gustchens Capricen zurükgeschrekt, suchte er sich selbst das zu verschaffen, was er durch ihre Gefälligkeit nicht erlangen konnte. Halt! bester Timnis — schrie der Prinz — es würde unrecht seyn, wenn du der Gottheit des Tempels allein opfern wolltest, da ich selbst nach unerfüllten Wünschen und Begierden schmachte; ich habe nicht wenig zur Vermehrugg deines Vergnügens beigetragen, und hoffe von deiner Freundschaft allen Beistand, den die Fantasie der Mamsel mir versagt hat. Bester Timnis, lieber süßer Junge, fuhr er fort, indem er ihn auf die Seite zog, und wollüstig umarmte — du weist es, wie ich dich liebe, wie stark das Band ist, das uns mit einander vereinigt, das wir wo möglich noch enger knüpfen wollen, durch die genaueste Verbindung der gegenseitigen Vergnügungen.

Diese Versicherungen verband der Prinz mit gewissen Bewegungen, die den Pagen von der Aufrichtigkeit seiner Absichten überführen konnten. Halten sie ein, göttlicher Prinz, rief er mit unterbrochener Stimme, wenn sie nicht wollen, daß ich sterben soll; bester Prinz, wie liebenswürdig sind sie

nicht

nicht! Der Prinz schwieg, man hörte weiter keine Silbe von ihm; sein Mund berührte Timnis seinen, man hörte nun weiter nichts als Seufzer und gewisse unverständliche Töne, ohne die geringste Verbindung. Ihre in sich selbst gekehrten Seelen waren gar keines fremden Eindruks empfänglich; ihren Empfindungen allein überlassen, geriethen sie in eine Benebelung die desto bezaubernder war, da es blos von ihnen abhieng, sie so lange fortzusezzen, als sie nur wollten und mit langen Zügen diese glüklichen Augenblikke einzuschlürfen, über deren kurzen Dauer man mit Recht sich zu beschweren Ursache hat.

Welcher Anblik für Gustchen! Das Neue und Ungewöhnliche dieses Auftritts, war Schuld daran daß sie sich nicht laut beschwerte. Nicht so bald würde sie aus dieser Lage gekommen seyn, wenn ihre Feinde sie nicht mit einemmal herausgezogen hätten, da sie für gut fanden, die Komödie zu endigen.

Meine Neugierde war vollkommen befriedigt. Ich war blos heraufgegangen, meine finstere Ideen zu zerstreuen, welche mich überall begleiteten, und durch den glüklichsten Zufall von der Welt muste ich gerade Zeuge einer Szene sein, die für mich so beruhigend war, indem ein Geschlecht dadurch auf die

son:

sonderbarste Art gedemüthigt ward, das ich mit so vielem Recht verabscheuen muste. Die völlige Entwikkelung des Stüks hatte ich nicht Lust abzuwarten, aus Furcht, man möchte mich auf meinem Posten überraschen. Ich gieng daher in ein daranstoßendes Kabinet und wartete hier bis der Prinz herausgegangen sein würde. Es währte nicht lange, so kam er mit seinem geliebten Timnis, den er im Arm hatte.

Ich war doch neugierig zu wissen, was Gustchen jezt machen würde, und trat nach wenigen Augenblikken in ihr Kabinet, als wenn ich erst jezt gekommen wäre. Ich lade mich bei Ihnen zum Abendessen ein — sagte ich zu ihr als ich hereintrat. — Wollen Sie mich haben? Das eifrige Bestreben, womit sie das blizzende Feuer dämpfen wollte, das die Libationen des Prinzen bei ihr entzündet hatte, erlaubten ihr nicht meine Frage gehörig zu beantworten. — Vergebung, mein Bester — sagte sie zu mir — ich bin — — — weiter konnte sie keine Silbe vorbringen. Schon empfand sie die Vorläufer des Vergnügens, das uns über uns selbst erhebt; schon rollten ihre Augen feurig herum und schienen gebrochen zu sein, um sich nur dann erst wieder zu öfnen, wenn der höchste Grad des Vergnü-

gnügens sie wieder zu sich selbst bringen würde; als ich aus zärtlicher Oekonomie D... J... H... den Diener der Vergnügungen zeigte und ihr diesen Spiegel der Wollust vorhielt, welcher leider nur gar zu schnell den meisten Augen der Sterblichen entwischt.

Dreimal war ihre Seele im Begrif zu entfliehen und nun zum viertenmal muste sie alle Hindernisse wegzuschaffen, welche die Organe ihr im Weg legten, und sie traf den Mittelpunkt des Tempels des Vergnügens indem aus dem heiligen Thor die Quelle des Vergnügens herabströmte.

So bald sie aus ihrer Betäubung zurükgekommen war, grüste sie mich mit dem Ton und der Miene, die einem nur der Umgang mit der grossen Welt verschaffen kann. Guten Tag, lieber Baron, — sagte sie zu mir — ich bin ganz wild. Der Prinz... ist vor wenigen Augenblikken hier gewesen, er hat mich auf hundertfache Weise beleidigt: wie lieb ist es mir, daß ich Sie bei mir sehe! er kam blos in der Absicht nicht nur meine üble Launen zu verscheuchen, sondern mir noch mehr zu machen. Gleich nachher gab sie Befehl zum Abendessen; es war ganz original. So wie wir uns zu Tische gesezt hatten, zog sie die ganze Stadt durch ihre Hechel; bei der ersten

Flas

Flasche Champagnerwein sprach sie weiter nichts als Sentenzen und Bonsmots, und beim Dessert war sie so lustig und munter, daß ich alle Mühe von der Welt hatte ihr Jargon und Persiflage so zu beantworten, als ich wünschte. Ich kannte ihre Absichten und suchte ihnen auszuweichen; ich wollte daher ihre Aufmerksamkeit auf einen gewissen Gegenstand lenken, um sie auf einige Zeit zu fixiren. Sie sind mir ja noch — sagte ich zu ihr, die weitere Erzählung ihres Bruchs mit dem Baron H... schuldig und ihren neuen Kontrakt mit dem Prinzen * * *; jezt ist die schönste Gelegenheit, mich zu befriedigen. Sie wollte anfangs gar nicht daran; allein einige Gläser Champagner, welche ich ihr hintereinander eingoß, bestimmte sie endlich dazu. Um die Sache mir recht deutlich zu machen, wollte sie mir noch frühere Begebenheiten erzählen, die Portion Wein, die sie zu sich genommen hatte, war mir Bürge von der Wahrheit und Aufrichtigkeit der Dinge, die sie mir erzählen wollte.

Ich mag ihnen nichts — sagte sie zu mir — von den Begebenheiten erzählen, die ich in meinem Vaterlande gehabt habe. Ich ward vermischt mit dem großen Haufen der Priesterinnen der Venus.

Sie

Sie können noch nicht die Leutchen, von denen ich mit Ihnen sprechen müßte; ich würde mir nur unangenehme Sachen ins Gedächtniß zurükrufen, die Ihnen vielleicht wenig Vergnügen machen dürften. Ich thue also mit einemmale einen großen Sprung in meinem Leben und erzähle Ihnen blos, was mir seit der Ankunft in diesem Lande und in dieser Stadt begegnet ist, weil dies doch nur allein für sie interessant sein kann. Ich verließ Berlin; ich verließ gewissermaßen den Mittelpunkt der Vergnügungen; mein treuloses Temperament — Sie können mich ja — ließ mich nun ganz den Werth des Guten empfinden, das ich so eben verlassen hatte, hier zu finden hofte, allein es vergebens aufsuchte. Die wenige Bekanntschaft die ich hatte, sezte mich in die Nothwendigkeit, mit elenden Huldigungen vorlieb zu nehmen, die mehr meine Begierden erregten, als sie befriedigten. Sollten Sie es wohl glauben? mit einer erträglichen Figur, in der Blüte meines Lebens ward ich genöthigt, mit diesen elenden Huldigungen vorlieb zu nehmen, welche das Uebel wohl gewissermaßen heilen, aber nie Realität erhalten. Welche Herabwürdigung, lieber Baron! an mein Vaterland gefesselt, ward ich nun mit einemmal in dies elende Mönchsleben verwikkelt. Meine Opfer

waren

waren zahlreich, ich wiederholte sie immer wieder, und so lange es mir meine Kräfte erlaubten, schob ich die Ausführung desselben nie auf.

Indessen machte ich doch einige Bekanntschaften. Das Täuschende des Theaters und meine gute Deklamation und Aktion, erhob meine Reizze so, daß ich überall bewundert ward als Schauspielerin und schönes Mädchen. Nach Verlauf von acht Tagen sah' ich viele die nach mir schmachteten, aber es fand sich kein einziger, der mich unterhalten wollte. Was sollte, oder vielmehr was konnte ich in dieser Lage machen? Mich demjenigen zu überlassen, der mir der liebenswürdigste zu sein schien, ohne dabei mein eigenes Interesse zu Rathe zu ziehen? dies war gewis nicht der klügste Entschluß, allein ich nahm ihn nun einmal.

Der Ritter von C**, Offizier bei den Dragonern, sah mich auf dem Theater. Ich gefiel ihm, er sagte es mir ohne Umstände, und sogleich that er mir den Vorschlag, ob ich ihm nicht erlauben wollte, den Abend bei mir zu essen, er blieb auch die ganze Nacht bei mir. Was war das für ein Mann, lieber Baron! Mit der Schönheit des Mars verband er eine herkulische Stärke. Siebenmal bewies er mir

wie viel Feuer seine Adern durchströme und sieben-mal versezte er mich in den bezauberischten Wahnsinn. Erst bei Anbruch des Tages wurden unsere Vergnügungen unterbrochen. Kaum waren wir aufgestanden, als man mir ein Billet vom Baron von H* überbrachte. Den Tag vorher hatte er mir schon alles erzählt; allein seine außerordentliche Länge hatte damals wenig Eindruk auf mich gehabt; jezt that er mir folgenden Vorschlag: „Er wäre einmal bis zum Närrischwerden in mich verliebet; von blossen Versprechungen hielt er wenig; um mir zu beweisen, wie aufrichtig er gegen mich gesinnt sei, böte er mir einen monatlichen Gehalt von hundert und zwanzig Thaler an.“

Dies verdiente allerdings Ueberlegung; ich zog den Ritter deshalb zu Rathe; er war so großmüthig, mir nach seiner Einsicht zu der Annahme des Vorschlags zu rathen; aber ich sah es ihm an, wie viel ihm dies kostete! Nein, rief ich mit Bewegung aus — weit lieber will ich mein ganzes Glük auf immer verscherzen; nur allein für sie will ich leben. Der Baron ward mit Stolz und Grosmuth abgewiesen; die Ausdrükke des Ritters sagten mir bald genug wie groß sein Dank und seine Erkenntlichkeit sei.

Die-

Dieser Umgang dauerte die Karnevalszeit über. Nach Endigung derselben muste der Ritter wieder zu seinem Regiment abreisen. Zu dieser Trennung konnte ich mich in keinem Fall entschließen; ich reiste ihm also nach. Ich befand mich im Uebermaaß des Vergnügens; konnte es mir wohl einfallen, wie viel Schaden mir dieser Schritt verursachen würde?

Zwei Monate, so lange ich mit ihm lebte, verschwanden wie ein Traum. Nie habe ich eine Mannsperson von so viel Kraft und Stärke gekannt! Wenn wir das Vergnügen bis zur Sättigung getrieben hatten, wenn ich ihn für völlig erschöpft hielt, ward er wieder jung, wie ein Phönix aus der Asche. Diese neuen Vergnügungen gaben ihm ein neues Feuer und er wuste ihnen einen neuen Schwung von Anmuth zu verschaffen. Endlich muste ich zur Oper abreisen, welche im Maimonat gespielt ward. Sollten sie sich wohl vorstellen, wie empfindlich weh mir diese Trennung gieng? Nein Sie können sich davon keine wahre Vorstellung machen.

Ich kam in Wien wieder an mit einem Herzen voller Verzweiflung. Das Pfand unserer Vergnügungen, welches ich unter meinem Herzen hatte, trug dazu nicht wenig bei. Wie vielen unangenehmen

men Vorfällen muste ich jezt nicht auszuweichen su-
chen. Welches Mädchen würde wohl in meiner La-
ge solche vortheilhafte Vorschläge nicht angenommen
haben, als die waren, welche der Baron H* ihr
antrug, blos aus Liebe für einen andern. Dieser
Fall war ganz neu in seiner Art; was hatte ich nicht
alles zu leiden und zu ertragen, wenn meine Schwan-
gerschaft erst ruchtbar wurde. Ich sah' es schon in
Gedanken, wie man sich über mich aufhalten würde,
Allein alles dies muste ich mir einmal gefallen lassen:
man wuste es einmal, daß ich Mutter war, und
man war selbst so billig, daß man mir die Erlaubniß
gab, mich an einen einsamen Ort zu begeben, ohne
daß ich darum angehalten hatte.

Meine erste und wichtigste Pflicht war jezt, an
den Ritter zu schreiben. Ich liebte ihn noch immer
bis zur Raserei; ich hatte ein Kind von ihm und
durch den Verlust meiner Stelle sah ich mich ohne
seinen Beistand von allem entblößt. Es dauerte
nicht lange, so wurde ich von ihm hinlänglich unter-
stüzt. Sein Bankier hatte Befehl bekommen, mir
alles zu geben, was ich nöthig hätte; allein der In-
halt seines Briefes vergrößerte meine bereits schon
traurige Lage sehr!

„Man

„Man mischt sich in meine häuslichen Angelegenheiten; man macht mir ein Verbrechen daraus, daß ich Sie von Wien weggenommen habe, da Sie noch bei Hofe in Diensten standen, und daß ich Sie durch meinen Umgang außer Stand sezte, weiter auf dem Theater zu erscheinen. Es ist mir nicht erlaubt, meine Garnison zu verlassen; es bleibt mir also nicht der geringste Trost einer Hofnung übrig, daß ich Sie je wieder sehen sollte. Ich gebe Ihnen daher den Rath, in Ihr Vaterland zurükzureisen; eine kurze Abwesenheit wird vielleicht den Lermen verscheuchen, den diese Geschichte angerichtet hat, und eine für uns günstigere Gelegenheit wird uns gewis einmal wieder vereinigen.“

Ich sah recht gut ein, daß dies für mich noch immer das beste sein würde. Meine Tochter war gestorben, nichts fesselte mich daher an ein Land, wo es mir nicht erlaubt war, meinen geliebten Ritter zu sehen. Ich kam wieder nach Berlin; man sah, man hörte mich mit Beifall. Nach einer zweijährigen Abwesenheit hatte ich ein ganz neues Ansehen. Allein meine Herrschaft dauerte nur eine kurze Zeit: meine Gesundheit hatte zu sehr gelitten, weil ich mich zu sehr angrif, um recht viel Lob einzuerndten. Nach-

dem ich anderthalb Monat ausgeruhet, war ich völlig wieder hergestellt; allein aus einem unbegreiflichen Eigensinn wollte das nemliche Publikum, das noch vor zwei Monaten von meinem Spiel bezaubert war, mich gar nicht länger auf dem Theater dulden. Ich sollte allenfalls stumme Personen machen, wo der ganze Vortheil, den man davon hat, noch lange nicht die Schande bezahlt, die damit verbunden ist; so wie überhaupt ein Mädchen von Ehre sich dazu nicht wird brauchen lassen. Ich fiel am Ende also darauf, die Welt zu verlassen, weil sie mich verließ, Ein Kloster war daher der Gegenstand meiner Wünsche, und ich wählte eins, wo man nicht zu eingeschränkt lebt, sondern in vielen Stükken Freiheit genießt. Aber o Schimpf! o Schande! o Verzweifelung! Man weigerte sich mich aufzunehmen. Man hatte von meinem glüklichen Zustande viel gehört, aber von meinem Unglük wuste man nichts. Es half nichts, daß ich meine kränkliche Umstände vorschüzte, umsonst zeigte ich meine Narben, umsonst bat ich als ein alter Krieger einen Plaz für die Invaliden der Cithere; alles half nichts, man war so grausam und schlug mir alle Versorgung rund ab.

Das Schluchzen, welches das arme Gustchen beinah erstikte, unterbrach ihre Erzählung. Ich sprach ihr Trost zu mit Wärme und ein Glas Champagner gab ihr die vorige Laune wieder.

Das sind also, lieber Baron, — fuhr sie fort — die Laster meiner Mitbürgerinnen. Den Vergnügungen abgöttisch ergeben, suchen sie sie mit der grösten Hizze und verachten doch die Werkzeuge derselben, nach dem unbegreiflichsten Fehlschluß. Ich war in der schreklichsten Lage, die ich Ihnen nur halb geschildert habe, als ein Brief von meinem lieben Ritter mich auf die angenehmste Art überraschte.

Er schrieb mir, „daß er seit meiner Abreise sich meiner Sache doppelt habe angelegen sein lassen; daß er aufs neue in Wien gewesen wäre, und daß es blos von mir abhienge, ob ich meinen vorigen Posten wieder annehmen wollte, wozu er alles mögliche beizutragen bereit wäre. Hier durfte man sich nicht lange besinnen. Ich reiste auf der Stelle ab, und überbrachte ihm selbst meine Antwort. Mein Vaterland kostete mir keine Thräne; ich verfluchte vielmehr den Tag meiner Geburt, weil es sich so undankbar bewiesen hatte.

Welche göttliche, kostbare Stunden genoß ich nun wieder, als ich mich aufs neue in den Armen meines Ritters befand!

Er erwartete mich nicht so bald: man denke sich also den Grad des Vergnügens, als nach einer Abwesenheit von einem Jahr, unsere so unverhofte Vereinigung wieder erfolgte. Nach Verlauf von einigen Tagen hatte ich meine Stelle beim Theater wieder. Noch den nemlichen Abend überbrachte er mir diese frohe Botschaft. Sie sind aufs neue — sagte er zu mir — in Diensten des Hofes angenommen; meine Zärtlichkeit für Sie bleibt immer die nemliche, allein dringendste Gründe verbinden mich, Sie nie wieder zu sehen. Sie wissen es, wie viel Ihnen und mir diese Verbindung gekostet hat, wir sehen uns nie wieder öffentlich; und wenn es ins geheim geschehen sollte, so halten wir uns für den Zwang schadlos, den unsere Vernunft uns auflegt. Er gab mir den Rath die Anerbiethungen des Baron H* anzunehmen, die er seit meiner Zurükkunft mir aufs neue hatte vorschlagen lassen. Ich weinte bitterlich, und entschloß mich endlich, meiner Vernunft einen Schritt thun zu lassen, den mein Herz nie billigte. Unser Abschiedstag war mit den lebhaf-

testen

testen Vergnügen gewürzt und Freudenthränen vermischten sich mit Abschiedsthränen.

Den andern Tag reiste er zu seiner Garnison ab. Der Baron kam den Abend zu mir, und wollte meine lezte Erklärung wissen. Er fand mich weit geschmeidiger als er gehoft. Und ich verstattete ihm aus Gründen das, was ich vor zwei Jahren aus Geschmak ihm abgeschlagen hatte. Dieser Umgang verschafte mir lange nicht das Vergnügen, das ich bei den Umarmungen des Ritters empfunden hatte. In Ansehung des Gegenstandes, den ich in meinen Armen hatte, war gar keine Täuschung möglich. Meine Sinne konnte ich wohl täuschen, allein es blieb mir immer eine schrekliche Leere im Herzen, die ich durch nichts ausfüllen konnte. Zu wie vielen Aufopferungen nahm ich nicht meine Zuflucht, um dies schwache Herz zu betrügen, welches sich nicht geliebt fand. So viele Dragoner und andere Offiziere wurden meine Liebhaber, allein ich war nicht so glüklich, auch nur bei einem einzigen das zu finden, was Liebe und Empfindung einem blos verschaft. Mochte der Baron die Untreue erfahren haben, die ich an ihm begieng, oder ward er meiner durch den öftern Genuß überdrüßig, kurz ich merkte, daß sein Feuer

nach und nach verschwand, und daß seine Liebe zusehens abnahm. Am Ende des Monats zahlte er mir, ohne die geringste Ursache seines Verfahrens anzugeben, zum leztenmal meine Pension, da er sie den folgenden Monat der Gräfin T** geben muste, welche meine Stelle bekam.

Ich tröstete mich über den Verlust des Liebhabers und bedauerte blos den Unterhalt; allein ich hatte nicht nöthig, lange im Witwenstande zu bleiben. Der Prinz *** unterhält mich jezt; diese Eroberung schmeichelt meiner Eigenliebe; gestern ward unsere Verbindung geschlossen, und heute sollte die Ratification ausgeliefert werden, aber ich fand sie so sonderbar. — — Nun erzählte sie mir umständlich den ganzen Vorfall, den ich selbst mit angesehen hatte.

Ich konnte mich nicht des Lachens enthalten, weil sie mit so viel Feuer erzählte; ich tröstete sie nach Möglichkeit. Es war Zeit, daß ich nach Hause gieng, da es schon vier Uhr des Morgens war, und verabredete nur noch mit ihr, daß ich sie den andern Tag zum Bal und Oper abholen wollte.

Diese gesellschaftliche Verbindung hatte auf mich mehr Einfluß, als eine sechs monatliche Zerstreuung. Das Schalkhafte an Gustchen, ihre naive Aufrich-

tigkeit, womit sie ihre geheimsten Gesinnungen mir entdekte, ihre entschiedene Bestimmung zum Vergnügen, kurz alles war für mich Beweis, daß die Laster das weibliche Geschlecht nicht verdorben haben, weil es für mich so interessant war.

Den andern Tag fand ich mich richtig zum Rendevouz ein und führte meine Schöne auf die Redoute. Die Zeit wurde mir sehr lange, ehe wir Menschen zu sehen bekamen, da die Intriguen der Gesellschaft und diese Verbindungen, die man nirgends besser, als beim Geräusch des Bals bemerkt, mir beinah völlig unbekannt geworden waren. Kommen Sie — sagte Gustchen zu mir, indem sie meine Unruhe merkte — ich will Sie gerade dahin führen, wo die meisten Intriguen gespielt werden, weil sie den Faden scheinen verloren zu haben. Bezaubert von diesem Anerbiethen, ließ ich mich von ihr führen, und lehnte mich an das Geländer, welches das Parterre von dem Theater trennt. Hier — sagte sie — können wir jeden Hereinkommenden und Herausgehenden genau betrachten. Dies Domino, das mit so viel Feuer spricht, ist der Jude H... Er ziehet die Ehre mit der kleinen G.. in Verbindung zu stehen, dem Gesez und den Propheten vor. Er wür-

de auch ein Narr gewesen seyn, denn er hat zu viel Verstand; dies weis sie sehr wohl und gebraucht ihren guten Verstand dazu, ihre Reizze gegen die Diamanten des galanten Jsraeliten zu vertauschen.

Sie sehen doch dort quer über das Theater jene beiden Fledermäuse kommen. Sie sind noch beide in aller Unschuld einer ganz neuen Verbindung, die erst vor wenigen Monaten geschlossen ist. An diesen Gang voller Anmuth kennen Sie doch sicher die D**. Kaum erschien sie auf unserm Theater, als alle Mannspersonen sie zu haben wünschten. Der Fürst L** erhielt den Vorzug, und bewies sich dafür auch so erkenntlich, daß ihre Unterhaltung ihn beinah zu Grunde richtete. Sie fesselte ihn so durch die ausgesuchtesten Arten der feinsten Wollust. Er hatte freilich einige Substituten; allein er muste sie eben so reich unterhalten, als sie, wenn sie ihn nur zum einzigen Liebhaber gehabt hätte. Aber wie! sie trennen sich schon! Oder gehet sie nicht vielmehr nach Hause, um alle Anstalten zum Empfang des Prinzen zu machen. Ein Kabinet mit allem erdenklichen Luxus ausmeublirt, erwartet ihn; alles athmet hier Wollust; ein Glas mit Eau-de Vie de Lavande in der Hand, besprengt sie das ganze Zimmer

und verbreitet den feinsten Wohlgeruch. Sie selbst gekleidet in dem dünnsten durchschimmernden weissen Nachtkleide, sezt sich auf ein schwarz sammetnes Ruhebette, welches mit den Lilien und Rosen ihres Teints den herrlichsten Kontrast giebt. Nachläßig hingeworfen, erwartet sie so ihren geliebten Prinzen, der nicht lange ausbleibt.

Aber wer ist die Frau, welche von der Seite der Thüre daher ziehet, mit dem großen Burschen an der Hand! Ich kann es Ihnen gleich sagen; es ist die alte Gräfin D**, welche die Erziehung eines königl. Pagen übernommen hat. Ueber die schnelle Erschöpfung der jungen Leute nach der Mode möchte sie in Verzweifelung gerathen. Wahrscheinlich sucht sie die ersten Kräfte dieses Pagen zu benuzzen, wenn er sich entschließen sollte, ein solches altes Mütterchen zu lieben.

Hier ist wieder eine sehr interessante Personage, die sich durch ihre Sonderbarkeit auszeichnet, Sie kennen doch die junge S**. Sie ist nur erst seit kurzem am Hofe und verbindet mit natürlichen Annehmlichkeiten und Reizzen das Verdienst des Neuen und Ueberraschenden. Sie weis sich treflich zu finden; eine andere würde eine weit längere Zeit gebrauchen,

brauchen, sich in diesen Wirrwarr zu finden; allein diese Schöne legt schon Roth auf, ist naseweiß, kokett und hat einen Liebhaber. Er sizt ihr jezt zur Seite; errathen Sie ihn einmal unter hunderten. — — — Nein das ist er nicht, dies ist der schöne **** Sie sehen hieraus, daß Leute von seinem Metier öfters noch mehr verstehen als singen. Er verdient auch noch eher als ein anderer das Amt zu bekleiden, was er wirklich bekleidet. Im zwölften Jahr nahm man die Operation mit ihm vor, ohne ihm einen merklichen Schaden zu thun, oder seine Schönheit zu verderben. Sie hat ihn gewonnen und steht mit ihm in einem Kontrakt, der beiden Theilen proporrtionirt ist. Wenn er ihr auch keine vollkommene Vergnügungen verschaft, so genießt sie doch wenigstens den Schatten der Wollust, ohne die Folgen einer ächten Mannbarkeit befürchten zu dürfen.

Ich war ganz bezaubert, mit welcher Schnelligkeit meine schöne Gesellschafterin mich mit so vielen interessanten Gemälden bekannt machte, die sich nach einander unsern Augen darstellten. Sie würde mich noch lange unterhalten haben, wenn nicht eine Maske auf uns zugekommen wäre, welche ich an dem auffallenden Ton ihrer Stimme zu erkennen glaubte.

Ich

Ich wollte mich auch in die Unterredung mischen, allein sie bat mich zu schweigen; es ist der Prinz — sagte sie zu mir — verlassen Sie mich, er will mich allein sprechen, bald werde ich Sie wieder sehen. Ich verließ sie sogleich; doch war ich neugierig, das Ende dieser Komedie abzuwarten; ich beobachtete sie von weitem und sah, daß sie mit derselben Maske den Saal verließ und in einen Miethswagen stieg. Da ich voraus sah, daß sie nicht lange wegbleiben würde, wartete ich geduldig an der Thüre auf ihre Wiederkunft. Ich durfte nicht lange warten; ich sah sie mit dem nemlichen Domino aussteigen. Ich habe keine Münze bei mir, liebstes Gustchen, sagte er, sein sie so gefällig und bezahlen sie den Wagen. Herzlich gern — versezte sie, indem sie versuchte ihren Anzug etwas in Ordnung zu bringen, daß ein Tete a Tete im Wagen ziemlich in Unordnung gebracht hatte. Sie bezahlte den Kutscher grosmüthig.

Kaum war sie in den Saal getreten, als sie mich aufsuchte und anredete. Eine recht gute Neuigkeit — mein Bester — habe ich Ihnen zu sagen, der Prinz erneuert eine seit Jahren unterbrochene Bekanntschaft. Wir machten eine kleine Tour im Fiacre, und morgen wird sein Kammerdiener in baa-

ren Louisd'oren mich bezahlen. Aber lassen Sie sich davon nichts merken, die Verbindung mit seinem Bruder könnte Aufmerksamkeit erregen.

Sie schwieg und die Maske kam gerade auf sie in Eil zu. Solche Prinzen must du haben — sagte er zu ihr, indem er seine natürliche Sprache annahm und sich harter Ausdrükke in einem Kutscherton bediente; welcher Schrekken! Siehe ich bin dein Prinz, — sagte er — und nahm seine Maske ab.

Man denke sich das Erstaunen und die Wuth als sie die kleine Operatänzerin N*** vor sich stehen sah, welche die Rolle meisterhaft gespielt hat. Sie hatte Gustchen etwas davon erzählt, allein sie wollte es nicht glauben. Nun benuzte sie ihr ganz eigenes Talent, alle Stimmen vollkommen nachzumachen, und ahmte des Prinzen Sprache nach. Gustchen getäuscht durch diese Aehnlichkeit und durch die Aehnlichkeit der Taille und Statur, ließ sich täuschen und auf die oben erzählte Art anführen. N** hatte ihr versprochen, ihr den andern Tag zwanzig Louisd'or durch ihren Kammerdiener zu überschikken; und nicht damit zufrieden, ihre Gunstbezeugungen umsonst erhalten zu haben, ließ sie ihr auch den Miethswagen bezahlen unter dem Vorwande, daß sie keine Münze bei sich habe.

Dies Stükchen war zu lustig, daß es hätte geheim bleiben können; es ward allgemein bekannt. Das arme Gustchen weinte vor Wuth. N*** sezte ihren Scherz fort, und hatte einen großen Kreis Masken um sich herum gelokt, denen sie diese Schnurre erzählte. Am Ende hatte ich Mitleiden mit ihrer Lage. Kommen Sie — sagte ich zu ihr und nahm sie unterm Arm — wir wollen suchen von hier wegzukommen. Dies Unternehmen war mit vielen Schwierigkeiten verbunden; wir musten uns durch einen Haufen Masken durchbrechen, die uns überall umgaben. Indessen drängte ich mich doch durch; von allen Orten hörten wir Ehrentitel, ein lautes Lachen begleitete uns, und ich weis nicht mehr, wie wir noch am Ende durch Hülfe der Wache aus dem Saal herauskamen.

In dem Zustande, worin sie war, konnte ich sie unmöglich lassen. Ich nahm sie in meinen Wagen, brachte sie nach Hause und speiste den Abend bei ihr. Sie weinte anfänglich und sie hatte auch wahrlich Ursache dazu.

Die Thränen eines artigen Weibes haben immer viel Gewalt über mich gehabt: ich würde geschworen haben, daß ich mich nie weiter bereden las-

sen wollte; allein der Ball hatte mich zur Zärtlichkeit gestimmt. Gustchens Thränen hatten mich für sie interessirt und ihre Toilette, die sie in meiner Gegenwart machte, richtete mich völlig zu Grunde. Sie behielt blos ein kurzes Korset und ein leichtes Röckchen an; in diesem Anzuge sezte sie sich zu mir aufs Sopha. Was sollte ich machen? Gustchen war mir Verbindlichkeiten schuldig und wollte sich erkenntlich beweisen; ich war jung und sah eine halbnakkende Schöne mir zur Seite; wir thaten etwas, sie aus Erkenntlichkeit und ich aus Libertinage, was so viele andere alle Tage aus Liebe oder aus Interesse thun.

Durch mein feuriges Temperament ward ich zu einem Schritt verleitet, den ich ohne alle Ueberlegung that. So bald ich wieder mir selbst überlassen war, zitterte ich vor der Gefahr, der ich mich aussezte. Das berühmte Gustchen war selten ganz gesund; ich gestand ihr meine Besorgniß. Sie weinte und gestand mir, daß sie nicht so gesund wäre, als sie eigentlich sein müste. Ich wollte ihr darüber Vorwürfe machen, allein sie schwur mir hoch und theuer, daß sie in der Zerstreuung und Betrübniß mir Gunstbezeugungen erlaubt hätte, die für mich nothwendig von schlimmen Folgen sein müsten.

Ich verfluchte das unglükliche Gestirn, worunter ich geboren war, indem mir zugleich ihre Aufrichtigkeit gefiel, womit sie mir dies Geständniß ablegte. Im Anfang war unser Abendessen ziemlich traurig, der Gedanke, welche neue Pein ich mir wieder auf eine so unüberlegte Art zugezogen, machte mir jeden Bissen zu Galle und ihr eigenes Mißfallen über ihre Unklugheit, verscheuchte alle Fröhlichkeit von unserer Tafel. Da wir aber sahen, daß die Sache einmal nicht zu ändern war, und der Champagner unsern Kummer vertrieb, begieng ich so gar die Tollheit in ihren Armen mein Uebel noch größer zu machen.

Den andern Morgen ließ ich meinen Doktor kommen. Ich bat Gustchen, daß sie zu mir ziehen und sich bei mir möchte curiren lassen; und es war auch sehr billig, daß sie in meiner Einsamkeit mir Gesellschaft leistete, da sie die nächste Veranlassung dazu gewesen war. Ihr Bette stand meinem gegenüber. Alle Tage konnten wir jezt Betrachtungen über unsern Zustand anstellen und uns trösten mit der Hofnung, daß es bald besser werden soll. Der Arzt wenigstens vertröstete uns mit einer baldigen Besserung und völligen Wiederherstellung. Gerade in diesen Augenblikken als ich meine Begebenheiten

aufschreibe, befinde ich mich erträglich. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblik, wo ich wieder ausgehen kann. Die Zurükkehr meiner Gesundheit denke ich soll auch meine Vernunft zurük führen. Den ersten Gebrauch, den ich von meiner Freiheit zu machen gedenke, soll sein, daß ich mich an einen einsamen, abgelegenen Ort begebe, um mich auf immer den Treulosigkeiten eines Geschlechts zu entziehen, das nie mit der Verachtung behandelt werden wird, die es doch mit vollem Rechte verdiente. Ihr Jünglinge und ihr Mädchen laßt euch diese Geschichte zur Warnung dienen! Wenn man euch noch so viele Freuden und Vergnügungen vorspiegelt, die ihr euch außer dem Ehestande schaffen könnt, so denkt auch zugleich an die tausendfachen Qualen und Martern, die mit diesen strafbaren Vergnügungen gemeinhin verbunden sind!

Zweite Erzählung.

Die väterlichen Lehren.

Eine Warnung

für alle Ehelustige.

Ein reicher Ritter, der in der ganzen Nachbarschaft wegen seiner Uneigennüzzigkeit und Gastfreundschaft geschäzt, und von seinen Verwandten als ein Freund geliebt ward, dessen Karakter so viele hervorstechende, rühmliche Seiten und nur wenige dunkele und unerklärbare hatte, wünschte, daß sein einziger Sohn eben so zufrieden und glüklich sein möchte, als er es bis jezt gewesen war.

Als dieser rechtschaffene Mann es fühlte, daß er wohl nicht mehr lange leben würde, ließ er seinen geliebten Sohn ans Krankenbette treten und redete ihn mit einer ruhigen und zufriedenen Miene an: Mein lieber Sohn, von Jugend auf studierte ich die grosse Kunst, glüklich und zufrieden in der Welt zu leben. Mein Vater hinterließ mir ein grosses Vermögen, das ich dir nicht blos so übergebe, wie ich es erhielt, sondern beinah doppelt vermehrt. Von der Seite der äussern Glüksumstände wirst du auf die Art wohl nie Noth leiden und dich zu beschweren

haben,

haben, du müstest denn ganz wider deine Neigung mit einemmal ein Verschwender werden. Allein Reichthum und grosses Vermögen macht nicht immer ganz glüklich; gewisse Dinge die man aus Uebereilung thut, können auf einmal unsere ganze irdische Ruhe und Zufriedenheit zerstöhren, und Geld und Gut ist nicht nur kein Mittel, sondern oft eine Hinderniß, um zu der so sehr gewünschten ruhigen und zufriedenen Lage in diesem Erdenleben zu gelangen. Höre und fasse meine Lehren und befolge sie, denn wirst du eben so glüklich und zufrieden leben können, als ich gelebt habe. Zuerst gebe ich dir den Rath, dich nie in deines Nachbars Haus so lange aufzuhalten, bis man dir ein Stük schwarzes Brod vorsezt. Ich weis, du bist ein Liebhaber vom Reiten, nimm dich daher in acht, dein Pferd nie in ein Thal laufen zu lassen. Solltest du dich verheirathen, wie ich dies selbst wünsche und dich darum bitte, so nimm keine Person im Auslande, die dir völlig fremd und unbekannt ist. Diese drei Regeln behalte stets im Gedächtniß; und sollte es ja kommen, daß du aus Uebereilung gegen eine sündigtest, so wirst du bald nachher aus eigener Erfahrung die Bemerkung machen, daß es besser gewesen wäre, wenn du meinem Rath gefolgt hättest. Ich hinterlasse dir so viel

Vermögen, daß du nach meinem Tode mir ein standesmässiges Leichenbegängniß halten und so viele Seelenmessen lesen lassen kannst, als zur Ruhe meiner Seele nöthig sind. Dies wirst du wohl alles besorgen. Nimm meinen ganzen Segen! — Der Sohn zerfloß bei der sichtbaren Annährung des Todes seines Vaters in Thränen, versprach die Lehren tief in dem Innersten seines Herzens einzuprägen und alles genau auszurichten, wie es der Vater befohlen hatte.

Nach wenigen Minuten verschied der Vater, er wurde standesmässig begraben und der Sohn erfüllte in allen Stükken den Willen seines Vaters. Lange gieng er traurig und niedergeschlagen einher, weil er sich nicht so bald über den Verlust eines Vaters zufrieden geben konnte, den er zärtlich liebte. Nach einigen Monaten glaubte er, daß es für ihn Pflicht sei, seine Betrübniß zu mässigen und durch gewisse Zerstreuungen seinem Geiste die vorige Lebhaftigkeit wieder zu geben, die durch seine Trauer sehr abgenommen hatte.

In seiner Nachbarschaft wohnte ein Edelmann, der mit ihm beinah von gleichem Temperament, von gleichem Alter und gleichem Vermögen war. Nur

hatte er nicht das schöne in die Augen fallende Ansehen. Hier verbrachte er seit einiger Zeit den grösten Theil des Tages, und ward am Ende so bekannt im Hause, daß er die meiste Zeit da aß und trank und auch zuweilen übernachtete. Seinem Nachbar fehlte es nicht am Gelde, um diese Schmausereien fortsezzen zu können; er war nicht geizig, sondern vielmehr sehr gastfreundschaftlich; aber es hatte einen andern Haken, er war im höchsten Grad — eifersüchtig. Seine Gemahlin, ein Weib wie die Venus, wuste alle körperliche und geistige Reizze so meisterhaft zu vereinigen, daß sie über eine jede Mannsperson siegen muste, wenn sie anders siegen wollte. Doch ihr Mann hatte sie ohne allen Grund in Verdacht; sie war in diesem Punkt so tugendhaft, daß es ihr gar nicht einfiel, weder durch Mienen oder Gebärden, am wenigsten durch Ausdrükke, bei den Gästen ihres Mannes Liebe zu erregen, wenn sie auch so schön, wie vormals Adonis gewesen wären.

Allein unser Ritter war nicht so ganz gleichgültig bei dem Anblik dieses schönen Weibes und suchte durch verstohlne Blikke ihr seine Liebe zu entdekken, die aber doch nicht so verstohlen sein konnten, daß der Mann nichts davon hätte merken können.

nen. Je weniger sie die gehofte Wirkung thaten, desto mehr erregten sie bei einem Manne Eifersucht, der dieser Leidenschaft nur zu sehr ergeben war. Seine Frau Gemahlin suchte alles hervor, um ihre Unschuld, die nach so vielen Umständen schon klar genug war, unbegreiflich zu beweisen. Der Mann glaubte nur halb ihren Worten, weil sein Simbolum war: Weiberlist gehet über Teufelslist; und doch weil so viele Beweisgründe, ihre hohe Idee von der weiblichen Tugend, ihre Herzensgüte, ihr Bestreben, alle Wünsche ihres Mannes augenbliklich zu erfüllen — weil, sage ich, alles dies Beweise ihrer Unschuld waren, muste der Mann wenigstens sich so stellen, als wenn er von ihrer Unschuld wirklich überzeugt wäre.

Lange dachte der unglükliche Ehemann hin und her, wie er es anzufangen hätte, daß der Ritter seine Besuche sparsamer einrichten und am Ende sie ganz einstellen möchte. Ihm die Thüre zu weisen, oder sich immer verleugnen zu lassen, gieng nicht füglich an; die Freundschaft unter beiden war schon zu genau, als daß man so geschwind, ohne alle Ursache und Grund, abbrechen konnte. Es muste in jedem Falle so eingerichtet werden, daß der Ritter von

selbst

selbst die ganze Bekanntschaft aufgab. Dahin gieng sein ganzes Projekt. Der Ritter erschien vor wie nach, wurde eben so freundschaftlich empfangen, und es kam ihm beinah vor, als wenn die Freundschaft noch einen höhern Grad von Zärtlichkeit erreicht hätte, so verschwenderisch war sein Wirth, ihm Komplimente zu machen, und alles aufzusuchen, ihm seinen Aufenthalt auf der Burg recht angenehm zu machen. Man behielt ihn wie gewöhnlich zum Essen; allein mit Fleiß ließ der Wirth schwarz Brod auftragen, da sonst gewöhnlich weisses gegeben ward. Dies sollte der Anfang sein, daß man ihn merken ließ, seine Besuche sparsamer einzurichten, oder welches der Edelmann eigentlich wünschte — ganz wegzu bleiben. Der Ritter glaubte, es wäre ein Versehen, sezte seine Besuche ununterbrochen fort; aber wie erstaunte er, daß ihm jedesmal schwarzes grobes Brod vorgelegt ward, selbst dann, wenn mehrere Freunde gegenwärtig waren, die alle weisses bekamen. Schnell fuhr ihm die Lehre seines Vaters durch den Kopf. Er ärgerte sich, daß er nicht schon längst daran gedacht hätte; unvermerkt nahm er ein ziemliches Stük vom Tisch, verbarg es unter seinem Gewand, und schwur bei sich einen grossen Eid, nie wieder dies Haus zu betreten. So bald er nach Hause gekom-

men war, hieng er dies Stük Brod, zum Andenken dieser Begebenheit und zur ewigen Erinnerung an die eine Lehre seines Vaters, an einen Strik in dem grossen Saale seines Schlosses auf.

Die Besuche des Ritters beim Nachbar hörten natürlich nun auf, und er muste auf andere Zerstreuungen bedacht sein, wenn er auf seinem einsamen Schloß nicht ewige Langeweile haben wollte. Das gewöhnliche Vergnügen der Edelleute, die nichts besseres vornehmen können, oder wollen, ist die Jagd. Unser Held war von Jugend auf Liebhaber davon gewesen, und nun nahm er diese Lieblingsbeschäftigung wieder vor, weil er doch mit etwas sich die Zeit vertreiben muste. Wöchentlich einigemal belustigte er sich mit der Jagd. Einstmal jagten seine Windspiele einen Hasen auf, nun gab er seinem Pferde die Sporen, und sprengte hinterdrein. Der Hase lief in ein grosses Thal, die Hunde hintennach und der Ritter auf dem Pferde ebenfalls. Sein Pferd strengte sich so gewaltig an, glitschte, stürzte und brach den Hals. Ein grosses Glük war es, daß dem Ritter nicht ein gleiches Schiksal begegnete. Er nahm weiter keinen Schaden, kam mit einer kleinen Kontusion weg, und bekam noch überdies glüklich den Hasen. Ein ander Pferd eines

Bedienten muste ihn nach Hause bringen. Unterwegens machte er einige Bemerkungen über diese Geschichte, und unvermerkt fiel ihm die zweite Lehre seines Vaters ein, daß wenn er vorher daran gedacht, er diesen raschen und kühnen Ritt nicht vorgenommen, auch den nun erlittenen Schaden nicht gehabt hätte. Zum ewigen Andenken und zur immerwährenden Erinnerung, ließ er die Haut des todten Pferdes in dem nemlichen Saal aufhängen, wo bereits das Stük schwarz Brod hieng.

Auf gewisse Art war nun auch unserm Ritter die Jagd, seine einzige Lieblingsbeschäftigung, versalzen. Eine andere an diese Stelle zu sezzen, war nicht so leicht, als manche es sich vielleicht wohl vorstellen mögen. Schnell höre ich hier einige einwenden — der Ritter durfte ja nur mit Lektüre sich die Zeit vertreiben, so war er hinlänglich beschäftiget; und fiel nun sogar sein Geschmak auf nüzliche und unterhaltende Bücher, so war er doppelt belohnt; oder er konnte sich auf die Landwirthschaft legen; oder — doch was höre ich da alles für oder — Kurz er wählte zu seinem Zeitvertreibe nichts von alle dem, weil er in einem Zeitalter lebte, in dem man für dergleichen Beschäftigungen noch gar keinen Sinn hatte,

und

und wo es beinah unmöglich gewesen wäre, einem Ritter Geschmak am Studieren und an der Landwirthschaft beizubringen, weil damals alles, was Gelehrsamkeit hieß für Pedanterie galt, und die eigene Besorgung oder auch nur die erste Aufsicht über die Wirthschaft unter der Würde eines edlen Ritters war. — Was gab er aber nun an, um die Langeweile von sich zu scheuchen? — Geduld! Geduld! den Augenblik sollen es meine Leser und Leserinnen erfahren.

Er that gerade das, was noch bis jezt so viele Edelleute thun — er gieng auf Reisen. Seine Absicht war dabei nun eben nicht, die Karaktere der verschiedenen Nazionen zu studieren, ihre Sitten und Gewohnheiten sich bekannt zu machen, wichtige Personen, Staatsmänner und Gelehrte, durch genauen Umgang näher kennen zu lernen, und aus dem allen gewisse Bemerkungen und Schlüsse zu folgern, die in den mannigfaltigen Lagen seines Lebens Nuzzen und Vergnügen ihm verschaffen und seinem Geiste eine Bestimmtheit, seinem Karakter eine Festigkeit geben konnten. Nichts von alle dem. Er gieng auf Reisen, um auf Reisen zu gehen, um sich zu divertiren, die Höfe und die Kafeehäuser zu besuchen, und um

sich

sich allenfalls — wenn er sich ja etwas auszeichnete — sich das in sein Taschenbuch einzutragen, was er da sah und hörte.

So bald er seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und sich mit einer gespikten Börse und hinlänglichen Wechseln versehen hatte, trat er seine Reise an. Sein ganzer Aufzug war für die damaligen Zeiten sehr prachtvoll. Eine ansehnliche Dienerschaft begleitete ihn. Er selbst war von schönem Wuchs und Ansehen, beredt im Umgange, einnehmend in seinen Manieren, und bezaubernd beim schönen Geschlecht, wenn er Mädchen und Weiber bezaubern und zur Liebe einladen wollte. Bei solchen hervorstechenden Eigenschaften konnte es wohl nicht anders sein, daß er überall Eingang fand, überall einnahm, überall einen solchen Eindruk machte, den er machen wollte, und alles nach seinen Absichten und seinem Interesse stimmte. Von einem Ort zum andern, von einer Stadt zur andern, von einem Edelhof zum andern streifte er herum, und machte mit unter Bekanntschaften, die ganz angenehm waren. Oft genug fand er sich in einem Zirkel guter Freunde grösstentheils naher Verwandten ein, wo er alle die Lustigkeit und gute Laune mitbrachte, die mit seinem Karakter unzertrennlich

ver:

verbunden war, und den er mit so fröhligem Muth verließ, daß er sanft und zufrieden einschlief, und eben so heiter erwachte.

An einem angenehmen Sommertage, an welchem er schon verschiedene Meilen gemacht hatte und noch mehrere zu machen im Begrif war, umzog sich urplözlich einige Stunden nach Mittag der ganze Himmel fürchterlich schön; die Sonne verbarg ihren Schein; die Finsterniß war so groß, daß manche schöne Sommernacht ganz lichte dagegen zu sein schien; einige schnelle Blizze, die sich am Ende des Horizonts durchkreuzten, erhellten zuweilen die Gegend, und erschrekten den einsamen Wanderer, dem der Gedanke an ein nahes Gewitter Furcht und Grausen einjagte. Unser Ritter war nun eben kein Freigeist seines Jahrhunderts, aber die Ammenmährchen und Gespensterhistörchen, die er in der Kinderstube in der Jugend hörte, vergaß er beinah in demselben Augenblik, als er diese nicht mehr besuchte, und die ganze populäre Philosophie seines Vaters, worin er spielend unterrichtet ward, prägte sich ihm so tief ein, daß er von sehr vielen Dingen, wovon sein Jahrhundert zum Theil ganz unrichtig dachte, ganz gesunde Begriffe hatte. Die Lehre vom Gewitter hatte ihm sein Va-

ter wohl nicht nach den neuesten physikalischen Theorien, wie der Professor im Hörsaal erklärt, aber er hatte das Wohlthätige der Gewitter, ihren Einfluß auf belebte und leblose Dinge ihm so begreiflich gemacht, daß alle Nebenideen, als wenn Gott im Gewitter strafe, und diese als Zuchtruthen und Geissel für die Sünder gebrauche, von selbst wegfielen. Ihm war ein Gewitter also nicht eine Züchtigung Gottes, sondern vielmehr das herrlichste Schauspiel in der Natur. Noch als ein Knabe sah er mit hoher Bewunderung des Schöpfers diesen majestätischen Anblik nicht ohne Rührung, und auch jezt ließ er da keine Furcht blikken, wo die meisten Menschen am ersten Furcht zeigen. Je mehr das Gewitter heraufzog, je mehr es sich von allen Seiten umher verbreitete, je eher man den Schlag gleich nach dem Bliz hören konnte, desto mehr überfiel seiner ganzen Dienerasscht Furcht und Grausen. Die meisten fingen an zu bethen, sich ihren Schuzheiligen zu empfehlen, Gelübde nach überstandener Gefahr zu versprechen, die sie nie halten konnten, und alles hervor zu suchen, was nur der Aberglaube der damaligen Zeit ihnen rieth, um ihre Seele vom ewigen Verderben zu retten. Ganz natürlich war es, daß dergleichen Vorstellungen die Furcht noch mehr unterhielten, und

das,

das, was hiebei für manchen schrekhaft sein kann, sich noch weit schreklicher zu denken. Der Ritter mochte ihnen sagen was er wollte, sie urtheilten blos nach ihren Vorurtheilen, hörten nicht auf seine Gründe, verstanden sie auch nicht, und wenn auch das gewesen wäre, würden sie sie doch sicher verachtet haben.

Hoch über einen Felsen ragte eine weite Burg empor, die sich tief unten im Thal, wo sich jezt eben der Ritter mit seinen Dienern befand, malerisch schön ausnahm. — Diese schöne Burg muß ein reicher edler Ritter bewohnen — sagte ein Diener zum andern — O wenn doch unser lieber Herr Gott und alle seine Heiligen — versezte ein anderer — unserm Herrn eingeben wollten, daß er hier einkehrte und übernachtete! Vor vielen Jahren bin ich dieselbe Strasse gezogen, und ich schwöre es euch, daß wir noch viele Meilen reisen können, ehe wir einen solchen Ort antreffen. Wie die Gewitter sich zusammen ziehen! Wie sich der Himmel umwölkt! In wenigen Minuten fällt ein Plazregen, der viel Stunden anhalten kann. — Der Ritter hörte das Gespräch seiner Leute, that aber als wenn er nicht darauf achtete. Schon waren einige von seinen Leuten, die

etwas voranritten, vor der Strasse vorbei, die nach der Burg führte, schon schien der Ritter, selbst willens zu sein, sie rechts liegen zu lassen, als er seinen Stallmeister rief und zu ihm sagte: Claus! reite augenbliklich an die Burg, grüsse den edlen Ritter derselben freundlich von meinetwegen, und frage, ob es erlaubt sei hier zu herbergen und zu übernachten. Der Stallmeister gehorchte und ritt mit verhängtem Zügel nach der Burg. Der Besizzer des Schlosses hatte den Zug von weitem kommen sehen, und war begierig, ob sie bei ihm einkehren, oder vorbeiziehen wollten, das erstere war ihm wahrscheinlicher als das lezte, und er rechnete ganz sicher auf die Ankunft eines Gasts, der ihm, er mochte sein, wer er wollte, unter allen Umständen lieb und werth war. Mit einemmal ritt der Stallmeister in seinen Schloßhof und eröfnete ihm das Begehren seines Herrn. Sage deinem Herrn, dem edlen Ritter — war die Gegenantwort des Schloßinhabers — daß mir und meinem Hause seine Gegenwart sehr willkommen wäre, er solle seine Ankunft beschleunigen, weil im Augenblik ein grosser Regenguß bevorstände. Der Ritter sagts und der Stallmeister überbrachte pfeilschnell die Antwort seinem Herrn.

Unser Held zog jezt in die Burg ein. Sein Wirth, ein sehr freundschaftlicher Mann, dem man es an den Mienen ansehen konnte, wie willkommen ihm sein Gast war, empfieng ihm unten an den Stiegen, umarmte ihn, als wenn er an ihm einen alten Freund wiederfände und führte ihn in ein sauber aufgepuztes Zimmer, wo er ihn seiner Gemahlin und seiner einzigen Tochter vorstellte. Unserm Ritter behagte es sehr gut in diesem Familienkreis. Die Frau von Hause, war zwar ehedem am Hofe gewesen, und hatte da viel erfahren, gesehen und gehört; aber sie hatte blos das Gute, was man an den Höfen lernen kann, zu benuzzen gewust, ohne sich von den leztern anstekken zu lassen, welche hier im Schwange gehen. Eben daher kam es, daß sie gegen jeden herabl assen und höflich war, daß sie im Umgange etwas reizzendes und anziehendes hatte, daß sie sich in jede Unterredung mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und hinreissenden Beredsamkeit, troz des erfahrensten Mannes, mischen, und mit allgemeinem Beifall an jeder Materie Antheil nehmen konnte. Sie hatte ganz eigentlich die grosse Welt studiert, und in einem Zeitraum von beinah zehn Jahren — so lange mochte es sein, daß sie in der Nähe bei einer regierenden Fürstin Hofdame gewesen war — so viele Karaktere kennen gelernt,

lernt, so mannigfaltige Rollen spielen müssen, und Gelegenheit genug gehabt, so vielfache Erfahrungen anzustellen, daß es sehr begreiflich ist, wie sie bei einem guten natürlichen Verstande, sich so viele schöne Kenntnisse und gute Eigenschaften erwerben konnte. Unser Held gefiel ihr ungemein. Der Anfang der Unterredung ward natürlich von Reisen hergenommen, und gelegentlich auch, wie es sich schon von der Neugierde eines Weibes vermuthen läßt, nach der eigentlichen Absicht der Reise unsers Ritters gefragt. Diese Frage konnte und wollte der Ritter nicht ganz bestimmt beantworten, sondern sagte nur im allgemeinen: daß er noch jung und wißbegierig wäre, er hätte also diese Reise blos zu dem Ende angestellt, um sich in der Welt umzusehen und Kenntnisse und Erfahrung einzusammeln. Hiemit war die gnädige Frau nicht zufrieden, sie glaubte in dem feurigen Auge des Ritters eine ganz andere Ursache zu entdekken. Aus gewissen Aeusserungen glaubte sie ganz sicher schliessen zu können, daß der Ritter die wahre Ursache zu verhelen suche, die keine andere sein könnte, als sich eine Gattin zu suchen. Nun entwarf sie auch gleich einen Plan, wie sie ihre Tochter diesem liebenswürdigen Mann zur Gemahlin verschaffen wollte. Kamille hieß das Fräulein. Sie war zwar nicht am

Hofe

Hofe gewesen; allein sie hatte von ihrer Mutter eine ganz vorzügliche Erziehung erhalten, die sie schon allein sehr liebenswürdig würde gemacht haben, wenn sie auch nicht von der Natur alle die körperlichen Reizze bekommen hätte; wodurch sie ein höchst vollkommenes Frauenzimmer ward. Alles was sie that, was sie sprach, was sie vornahm, bezauberte. Und sie würde schon längst Gattin und Mutter geworden sein, so viele edele Ritter aus der Nachbarschaft hatten sich um ihre Hand beworben, wenn auch nur ein einziger von allen den Competenten nach ihrem und ihrer Mutter Geschmak gewesen wäre. Das Begehren der edlen Ritter wurde daher immer unter dem Vorwande der noch zu zarten Jugend des Fräuleins auf eine schikliche Art abgelehnt.

Bereits drei Tage waren verflossen, und unser Held konnte noch nicht an eine Abreise denken, weil es ihm hier zu wohl gefiel. Der Wirth und die Wirthin und das schöne artige Mädchen weteiferten wechselsweis, ihm den Aufenthalt bei ihnen recht angenehm zu machen. Täglich wurden Gäste eingeladen, die durch Scherz und Kurzweil jeden neuen Tag recht vergnügt und fröhlig vollbringen halfen. Unser Held bekam bei jedem Gastmahl seinen Plaz neben dem

Frau-

Fräulein angewiesen, dadurch er unvermerkt ihre Denkungsart kennen lernte, und durch ihr zuvorkommendes freundliches und einnehmendes Wesen so bezaubert ward, daß der sonst ihm fremde Gedanke an Liebe mit einemmal in seinem Herzen so gewaltig tobte, daß am Ende es ihm gefährlich zu sein schien, wenn er nicht bald ihren Entschluß hörte, ob seine Wünsche erfüllt werden könnten.

Noch denselben Abend entdekte er sich ihren Eltern. Diese bathen sich Bedenkzeit aus, und wollten erst sich mit ihrer Tochter darüber besprechen, und dann sollte er Bescheid bekommen. Nichts war wohl für die Mutter erwünschter, als dieser Antrag, so wenig der Vater recht Lust hatte, in die Heirath zu willigen, weil, wie er sagte, er nicht recht aus den Fremdling klug werden könnte. Die Mutter begab sich auf ihr Zimmer, schellte ihre Zofe, welche das Fräulein herunterbestellen sollte. Meine Tochter — redete die Mutter ihre Tochter an — seit einigen Tagen bemerke ich ein gewisses Verständniß zwischen dir und dem fremden Ritter. Sei ganz aufrichtig, entdekke dich deiner Mutter, ohne allen Rükhalt, und beantworte mir die Frage ohne alle Gleißnerei: könntest du dich wohl entschliessen, dem Ritter deine Hand zu geben, wenn er sich darum bewürbe?

würde? Liebe Mutter — antwortete die Tochter — ich würde mich dazu entschliessen, wenn Sie und mein Vater nichts dagegen hätten. Der Ritter hat sich bei deinen Eltern um dich beworben, — entgegnete die Mutter — und da nun die gröste Schwierigkeit gehoben ist; so will ich ihm den Bescheid geben, daß er nun blos mit dir die Sache abzuthun hätte, du wirst dich schon dabei so benehmen, daß du davon Ehre hast.

Den andern Morgen erfuhr der Ritter den so sehr erwünschten Bescheid, und verfügte sich augenbliklich zu seiner Geliebten, von der er nach einigen Weigerungen das Jawort erhielt. Nach einigen Tagen wurden viele edele Ritter und Herren auf die Burg geladen, um durch ihre Gegenwart den Verlöbnißtag desto glänzender zu machen. Sehr viele von diesen hatten sich ebenfalls um das Fräulein beworben, und schämten und ärgerten sich, daß man sie auf die Art zurükgesezt hätte. Damen und Herren flüsterten sich so manches in die Ohren, das fürs Brautpaar eben nicht sehr lieblich war. Doch man brachte diesen Tag recht vergnügt zu und der acht Tage nachher angesezte Hochzeitstag war noch weit glänzender.

Gegen Abend, als sich bereits die Gäste entfernt hatten, wollte der Ritter mit seiner Braut nach der

löb-

löblichen Gewohnheit zu Bette gehen, allein er erfuhr mit ziemlichen Mißvergrügen, daß es hier Sitte sei, daß die Braut die erste Nacht noch allein schlief, Morgen könnte er mit ihr gemeinschaftlich zu Bette gehen. Die Braut ward nun in ein für sie bestimmtes Zimmer geführt, und der Bräutigam in das anstossende, welches blos durch eine dünne Leimerwand von der Braut ihrem abgesondert war. Ganz sachte machte der Ritter durch die Wand ein kleines Loch, um wenigstens seine Braut im Nachtnegligee zu betrachten, und gewisse Reizze vorher zu beantlizzen. Noch war er mit diesen angenehmen Gegenständen beschäftigt, als sich mit einemmal seine Braut ins Bette legte und von ihren Kammerjungfern verlassen ward. Schon wollte er ein gleiches thun, als ihn die seltsamste Erscheinung davon zurükhielt. Die Thüre öfnete sich leise wieder: und ein Franciscaner, derselbe Geistliche, der die Trauung verrichtet hatte, trat herein, entkleidete sich schnell, und legte sich neben der Braut ins Bette. Unser Held wuste anfänglich nicht, ob er seinen eigenen Augen trauen sollte, so bald er sich aber hinlänglich überzeugt hatte, daß das alles wahr sei, fiel ihm schnell die dritte Lehre seines Vaters ein, und er freute sich, daß er noch diesmal sich so gut aus der Falle herausarbeiten konnte, und

überlegte die nöthigen Maßregeln, die er dabei nehmen muste.

Mit Sonnenaufgang stand unser Ritter auf, und er hatte noch das Vergnügen, den Franciscaner aus dem Bette seiner Braut aufstehen zu sehen. Bald nachher gieng unser Ritter ins Schlafzimmer seiner Braut, begrüßte sie mit einem guten Morgen, und nahm unvermerkt des Franciscaners Hosen unter dem Kopfküssen hervor, von denen er wuste, daß er sie hatte liegen lassen. Auch dieser Tag ward dem Anschein nach sehr vergnügt verbracht, ein prachtvolles Brautbette zurechte gemacht, wo diese Nacht das neue Ehebaar schlafen sollte. Gegen Abend erklärte sich der Ritter gegen die Eltern und nächsten Verwandten, daß er unmöglich schon heute mit seiner Braut das Beilager vollziehen könnte. Sie kennen ja meine Umstände nicht — sagte er — und wissen nicht genau wer ich bin, wie meine Vermögensumstände beschaffen sind. Sie haben mir, ich muß es gestehen, sehr viel Ehre angethan, daß sie mir ihre Tochter gegeben haben, ohne vorher von dem allen genaue Erkundigung einzuziehen, und ich bin es meiner eigenen Ehre schuldig, Sie hierüber nicht in Ungewisheit zu lassen. Ich lade Sie daher sämtlich zu

mir

mir auf mein Schloß ein, wo sie sich überzeugen könnten, ob ich wohl im Stande bin, ihre Tochter standesmässig zu halten. Die Eltern machten zwar anfangs Umstände, allein der Ritter bestand auf seinem Entschluß, und es wurden gleich alle Anstalten zur Reise gemacht.

Jezt war die ganze Karavane von edlen Rittern und Frauen und ihren Knappen auf der Burg angekommen. Der Ritter veranstaltete alles zu einem herrlichen Mahl, schlich sich aber von seinen Gästen weg, und hieng des Franciscaners Hosen im Saal auf, wo schon die beiden andern Stükken hingen. Nun kam er wieder in den Saal, wo seine Gäste versammelt waren und bewirthete sie mit einem Mahl, woraus sie sehr leicht von dem grossen Reichthum ihres gastfreien Wirths urtheilen konnten. Darauf zeigte der Ritter seinen Gästen alle Herrlichkeiten seines Schlosses, und führte sie durch alle Zimmer der weiten Burg, zulezt kam er auch mit ihnen in den Saal, wo die merkwürdigen Stükke aufgehangen waren. Die Gäste waren begierig zu wissen, was diese Sachen bedeuten sollten, und bathen sich darüber eine Erklärung aus. Das will ich herzlich gern thun, — sagte der Ritter. — Und nun erzählte er ihnen erst die drei Lehren, die ihm sein Vater auf

dem

dem Todtenbette gegeben hätte. Er erzählte ihnen, wie wenig er die beiden ersten befolgt habe, und wie es ihm gegangen sei. Diese Hosen — fuhr er fort und wandte sich zur Braut — werden Sie wohl am besten kennen? So dann erzählte er alles, was er in der so genannten ersten Brautnacht gesehen und gehört hatte, wie es meine Leser schon wissen. Ich habe Ihnen hiermit nur beweisen wollen — sagte er weiter — wie schlecht ich daran gethan habe, daß ich mich so wenig nach den Lehren meines Vaters gerichtet. Indessen werden Sie mir doch wohl nicht zumuthen, daß ich ein Frauenzimmer zur Frau nehmen soll, die mir sogar den Trauungstag nicht getreu ist. Ich dringe daher auf Ehescheidung, wenn Sie ihre Tochter nicht gutwillig wieder mitnehmen.

Schrekken überfiel die Eltern, die Tochter sank vor Schaam und Schande in Ohnmacht, die Verwandten waren bestürzt, und allen war dieser Vorfall höchst unerwartet und niederschlagend. Anfänglich wollten die Eltern einige Umstände machen, ihre Tochter wieder anzunehmen, allein sie konnten voraussehen, daß sie bei einem jedem Gericht unrecht bekommen würden. Mit so vielen Vergnügen sie ihre Hinreise gemacht hatten, eben so kummervoll und

nieder-

niedergeschlagen traten sie die Rükreise an. Der Ritter war aber doch so grosmüthig, daß er ihnen freiwillig die Reisekosten erstattete und ihnen noch ansehnliche Geschenke geben ließ. Nächstdem versprach er an Eides statt, daß er nie etwas von dem Vorgefallenen erzählen, und dadurch der Ehre ihrer Tochter zu nahe treten würde, die er immer ungeachtet ihres grossen Fehltritts, ihrer übrigen Talente wegen zu schäzzen wüste.

Dritte Erzählung.

Der Ring,

oder

die zufällige Entdekkung.

Eine Hahnreigeschichte.

Als der Herzog von Orleans den Engländern als Kriegsgefangener in die Hände gerathen war, berief man zwischen Calais und Garnelinghes eine Deputation, welche über die Auswechselung dieses Prinzen sich berathschlagen sollte. Die Engländer und Franzosen schikten zu diesem wichtigen Geschäft die höchsten und ansehnlichsten Standespersonen ab, ja es waren sogar Prinzen darunter. Alle suchten durch ein zahlreiches Gefolge zu glänzen und Aufsehen zu erregen, zu dem Ende sie nicht blos eine zahlreiche Dienerschaft, in dem herrlichsten Anzuge mitnahmen; sondern es hatte überhaupt das Ansehen, als wenn alle diese Deputirte eben so viele Gesandten wären, die an einem grossen fürstlichen Hofe, ein Geschäft von Wichtigkeit zu besorgen hätten.

Der Kardinal Vicestre war von Seiten Englands einer von den Bevollmächtigten, ein Herr der sich vor vielen andern durch Pracht auszeichnete, und viel Vergnügen daran fand, ein zahlreiches Gefolge von jungen Edelleuten in seinem Hofstaat zu haben. Zwei

junge Ritter standen auch in Diensten dieses Prälaten. Erst in diesem Hause hatten sich beide gesehen, waren aber bald nachher so innig bekannt geworden, daß ihre Freundschaft wirkliche Bruderliebe war. Einer konnte ohne den andern nicht leben, ihre Geheimnisse, wenn sie ja in dem kleinen Zirkel worin sie wirkten, welche hatten, waren für beide Freunde keine mehr, selbst ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Hofnungen und Erwartungen entdekten sie sich. Sie waren zwar, jeder besonders auf ein eigen Zimmer angewiesen, allein eine ewige Langeweile schien sich ihrer zu bemächtigen, wenn einer allein auf seinem Zimmer bleiben sollte, es schien ihnen etwas zu fehlen, wenn sie abgesondert in ihren Zellen die langen Winterabende, oder die schwülen Sommernächte einsam verbringen sollten. So bald sie daher keine Geschäfte bei ihrem Herrn zu besorgen hatten, eilten sie schnell, nach getroffener Verabredung, auf ein Zimmer zusammen, und unterhielten sich von ihren Lieblingsmaterien; und selbst dann noch, wenn die späten Mitternachtsstunden sie am Schlafengehen erinnerten, konnten sie sich doch noch nicht trennen, sondern legten sich zusammen in ein Bette.

Meine Leser wissen schon so viel von diesen beiden Freunden, und mögen auch wohl auf ihre Namen

begierig sein. Der eine hieß Johann Stotton, der beim Kardinal den wichtigen Posten, als Vorleger bei der Tafel hatte; und der andere hieß Thomas Bramspton, welcher bei seinem Herrn das Amt eines Mundschenken versah. Aus den Bedienungen die sie bekleideten, kann man schon schliessen, daß sie ihrem Herrn, auf dieser Reise, wo er sich in seinem vollem Staate sehen ließ, ganz unentbehrlich waren.

Die Wohnung, welche der Kardinal in Calais bezog, war zu klein, daß er unmöglich seine ganze Dienerschaft da füglich unterbringen konnte, sondern er muste sich schon begnügen, wenn er nur die unentbehrlichsten Diener um sich hatte. Die beiden jungen Freunde bekamen ihre Wohnung in dem sogenannten grossen Gasthofe angewiesen, wovon damals der Wirth Richard Fery hieß. Dieser Mann hatte ein ganz artiges Weibchen, von Geburt war sie eine Holländerin. Sie hatte sich das freundliche und herablassende Wesen gegen ihre Gäste, das beinah alle Wirthe und Wirthinnen, einige mehr, andere weniger an sich haben, so ganz eigen gemacht, daß sie darin wirklich ihres gleichen suchen konnte. Mit einem Anstande, der einnahm, der bezauberte, mit einer himmlischen Lieblichkeit und Freundlichkeit, womit sie ihre Gäste aufnahm, sich mit ihnen unterhielt, sich

augenblicklich in ihre Gespräche mischte, und alles was sie sagte, mit einer Gracie, mit einer Anmuth aus-drükte, konnte sie die kälteste Person wo nicht jedes-mal zur Liebe reizen, wenigstens Jeden für sich ein-nehmen, daß sie gewis war, jeder Fremde würde von der schönen Wirthin Fery im Auslande mit den über-triebensten Lobeserhebungen sprechen.

Daß ich hierin ganz offen die Wahrheit sage, kann man daraus sehen, daß schon am ersten Tage die beiden jungen Engländer so in sie vernarrt wurden, daß sie ohne den Besiz dieses Weibes nicht leben zu können glaubten. Ich weis nicht, woher es kom-men muste, daß beide gegen einander aus dieser Liebe ein Geheimniß machten, da sie doch sonst so offen-herzig waren, wenn sie neue Liebschaften und Er-oberungen machten. Beinah scheint es, daß sie auf einander eifersüchtig waren, und vermuthen konnten, daß sie diesmal, da der geliebte Gegenstand ih-nen so nah war, sich ins Gehäge kommen möchten. Doch was will ich darüber erst lange Untersuchungen anstellen, und meine Leser auf eine unverantwortliche Art ermüden. Kurz ein jeder von den Rittern hatte eine viel zu gute Meinung von sich, als daß es ihm nur hätte einfallen sollen, von dem schönen Weibchen, wo alles, Mienen, Gebehrden, Sprache und ihr

ganzer Körperbau zur Liebe einladete, nicht erhört zu werden. Auch die Ritter waren schöne Mannsper-sonen, wo selbst Vestalinnen in Versuchung gerathen konnten, ihr Gelübde zu brechen. Sie zeichneten sich in manchen Absichten vor vielen Rittern aus, die mit ihnen zugleich in diesem Wirthshause herbergten. Ja es war schwer zu bestimmen, wem von beiden man den Vorzug geben sollte. Ihr Wuchs war gleich ansehlich, gleich ebenmässig, ihre Sprache ein-nehmend, ihr ganzes Wesen hatte etwas bezaubern-des, das sich nicht so ganz beschreiben läßt, und sie hatten vornehmlich beim Frauenzimmer die Gabe, sich beliebt und wenn sie wollten, unentbehrlich zu machen.

Dies vorausgesezt, ist es nicht schwer zu begrei-fen, wie wenig Mühe es ihnen kostete, die Festung eines Weibes zu erobern, die sie nur zu oft hatte erobern lassen, und deren Widerstand so schwach war, daß sie sich bei dem geringsten ernsthaften An-grif leicht ergeben muste. Allein sie war doch noch nicht zu jenen schaamlosen Buhldirnen herabgesun-ken, daß sie sich selbst anbiethen, oder daß sie jeder Mannsperson, die Lust dazu haben mochte, um we-nige Groschen ihren Leib Preiß geben sollte. Sie fand es sehr billig, daß man sie erst um ihre Liebe begrüßte, und daß sie alsdenn wählen, oder verwerfen konnte.

Am dritten Tage nach der Engländer Ankunft, war Stotton der erste, der seiner liebenswürdigen Wirthin eine förmliche Liebeserklärung herperrorirte, darauf er sich aber auch nicht eine Minute vorher gefaßt gemacht hatte, sondern die Unterredung muste von ohngefähr sich auf einen gewissen Gegenstand hinlenken, daß er gerade hier seine Gedanken, seine Wünsche und seine zärtliche Liebe am schiklichsten zu entdekken für rathsam fand. Sie waren zufälliger Weise ohne Zeugen, beinah ganz allein im Hause, und der Liebhaber glaubte unter diesen Umständen ganz gewis Erhörung seiner Wünsche zu erhalten, als er mit einemmal einen so heftigen Widerstand fand, den er sich nicht erklären konnte, und was ihm noch unerklärbarer war, er erhielt geradezu eine abschlägige Antwort. Alle seine Bemühungen, seine Wünsche, seine Bitten, seine Versprechungen einer ewigen Treue und Anhänglichkeit, wurden wenig oder gar nicht geachtet; alles, was er noch als eine grosse Gnade von ihr erlangte, waren ein paar Küsse, und weiter gar nichts. Und dann sagte ihm die Schöne, daß sie ihn bitten müste, sie zu verlassen, weil leicht jemand sie überraschen könnte, und sie auch den blossen Schein, als wenn sie keine ehrliche Frau wäre, gern vermeiden wollte. Stotton gieng.

Stotton war kein Anfänger in der Liebe. Er kannte das weibliche Geschlecht zu gut, und wuste, daß sehr viele sich blos weigern und zieren, um sich ihre vermeinte Tugend recht theuer bezahlen zu lassen. In London hatte er mehr als einen solchen Fall gehabt; daher gab er noch lange nicht die Hofnung auf, auch bei dieser einmal zum Ziel zu kommen. Sie war in Gesellschaft mit andern und im Umgang mit ihm gerade dieselbe, als sie vor der Unterredung unter vier Augen gewesen war. Dies machte ihn dreust und gab ihm immer stärkere Hofnung, daß er bei einer andern schiklichen Gelegenheit, sie doch noch zu seinen Absichten stimmen könnte.

Durch einen Zufall ereignete es sich abermals, daß er sie allein sprach. Nun ward er zudringlicher, er beschwur sie bei allen Heiligen, daß er ohne ihren Besiz nicht länger leben könnte; ihre Reizze hätten auf sein empfindsames, zur Liebe empfängliches Herz, so starke Eindrükke gemacht, daß er sich für den unglüklichsten Sterblichen hielt, so lange sie ihn nicht erhören würde. Und was er ihr nicht alles von Liebe vorschwazte. Madam Fery war gar nicht Willens ihn unerhört wieder in sein Land ziehen zu lassen, denn sein schönes männliches Ansehen hatte auf sie ebenfalls keinen geringen Eindruk gemacht, daß sie schon

längst den Wunsch in der Stille bei sich äusserte, ihn geniessen zu können, noch ehe er ihr ein Wort von Liebe vorsagte; allein sie muste sich verstellen, und ihn ein wenig schmachten lassen, um seine Liebe bis zum Grad der Entzükkung zu bringen, um desto mehr Vergnügungen in seinen Umarmungen zu haben. Auch jezt sträubte sie sich noch etwas, und wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, endlich sagte sie:

Ihre Zudringlichkeit macht mich erröthen, und lokt mir ein Geständnis ab, daß ich ewig in meinem Herzen verschliessen zu können wünschte. Aus meinem freundlichen Betragen gegen jedermann, mögen Sie und andere schliessen, daß ich jedermanns Hure bin. Allein diese Lustigkeit oder vielmehr Ausgelassenheit, rührt von meinem Temperament her, das stets zur Fröhligkeit gestimmt ist, und ich muß gegen alle meine Gäste gleiche Höflichkeit, gleiche Vertraulichkeit äussern, wenn unser Verdienst nicht fallen soll. Was mein Mann durch seinen Ernst und zuweilen durch seine Unüberlegenheit verdirbt, das muß ich durch mein einschmeichelndes Wesen wieder gut zu machen suchen. Man that mir oft grosse Versprechungen, man schwur mir ewige Liebe, man suchte mich bei meiner schwachen Seite zu fassen, und ich

ergab

ergab mich doch nicht, weil gerade alle diese Perso-nen, die mir ihre Liebe antrugen, und sich um die meinige bewarben, ganz und gar nicht nach meinem Geschmak waren. Ich gesteh' es gern, daß dann und wann eine schöne Mannsperson hier herbergte, ihre Liebe mir antrug und ich ihn erhörte; das ist aber so selten gewesen, daß ich diese Liebschaften alle an den Fingern hersagen könnte. Um es kurz zu fassen, Sie mein schöner Herr, sind die dritte, die ich je in meinem Leben gehabt habe, und werden auch wahrscheinlich die lezte sein. Nun auf die Hauptsache zu kommen, wenn wir einander geniessen wollen, muß dies in aller Stille geschehen, und Sie müssen mir vor allen Dingen Verschwiegenheit angeloben.

Ich gelobe es Ihnen, meine Schönste — war des Ritters Antwort — und schwöre es Ihnen bei allem was Ihnen und mir heilig ist, nie Geheimnisse auszuplaudern, die ewig unter uns Geheimnisse blei-ben müssen. Allein schönstes Weib, wann wollen Sie mich zum glüklichsten Menschen machen? Be-stimmen Sie mir eine Stunde, wenn wir uns allein sprechen, umarmen und uns ganz geniessen können.

Das ist eben die küzlichste Sache — entgegnete die Wirthin — weil mein Mann ein alter Eifersüch-tiger ist, der alle meine Schritte und Tritte beobach-

tet,

tet, und blutige Rache nehmen würde, so bald er nur das geringste vermuthen sollte. — Doch da habe ich ja schon ein herrliches Mittel, wie wir ganz ungestört uns vergnügen können. Die Regierung hat vor einigen Tagen den Befehl gegeben, daß, so lange die vielen fremden Herrschaften noch hier bleiben, ein jeder Bürger seine Wache in eigener Person thun muß. Eine solche Wache dauert jedesmal zwölf Stunden, nemlich von Abends um sechs, bis Morgens um sechs Uhr. Die vielen Geschäfte meines Mannes erlaubten ihm nicht, daß er die ganze Wache in einer Person thun konnte, er hielt daher bei der Regierung an, ob man ihm nicht jedesmal die Hälfte seiner Wache auf die Art erlassen, daß er die andere durch einen andern besorgen lassen könnte. Aus besonderer Gefälligkeit ward diese Bitte meinem Mann gewährt. Heute ist ihm auf Morgen Abend schon die Nachtwache angesagt worden. Merken Sie es sich wohl den Abend um sechs Uhr beziehet er die Wache und um zwölf Uhr ist seine Zeit um, und er kömmt wieder nach Hause. Wollen Sie sich dieser Gelegenheit bedienen, mich zu besuchen, so werde ich Sie auf meinem Zimmer erwarten, doch darum will ich Sie im voraus bitten, daß sie sich ja nicht über die bestimmte Zeit bei mir verspäten, sonst ha-

ben Sie sich alle die unangenehmen Folgen selbst zuzuschreiben, welche die unvermuthete Gegenwart meines Mannes für Sie haben könnten.

Schönstes Weib — sagte der Ritter, umarmte, herzte und küste sie, und konnte kaum Worte finden, ihr die Empfindungen seines Herzens auszudrükken — Schönstes Weib, endlich erhörst du meine Bitten, und wirst durch meine Thränen und Seufzer erweicht! Offenherzig entdekst du mir alle deine Liebschaften, und machst mich in deinen Herzensangelegenheiten zu deinem Vertrauten. In allen Stükken will ich deinen Befehlen treulich nachkommen. Um sechs Uhr bin ich bei dir und vor zwölf Uhr entferne ich mich wieder.

Der andere Ritter Thomas Brampton war etwas bescheidener und furchtsamer. Bis jezt hatte er blos durch Mienen und Gebehrden seiner schönen Wirthin seine Leidenschaft zu verstehen gegeben. Nun faßte er auch einmal ein Herz, und gerade um die Zeit, da sein Freund die Madam Fery verlassen hatte, muste es sich treffen, daß Ritter Brampton in ihr Zimmer trat, und zitternd seinen Liebesantrag herstammelte. Die schlaue Wirthin fand es diesmal nicht für rathsam, mit diesem Galan die nemlichen Umstände zu machen, die sie mit dem erstern gemacht

hatte. Sie verstand sich ganz herrlich auf die Karaktere der Menschen, die sie schon seit einigen Jahren ganz eigentlich studiert hatte, und wollte in diesem Fall lieber das Gewisse vors Ungewisse nehmen. Es war zu vermuthen, daß er bei dem geringsten Weigern von ihrer Seite, allen Muth verlor, und einen zweiten Antrag vermied, aus Furcht, er möchte eben so ablaufen, wie der erste abgelaufen war. Ueberdies glaubte sie durch das Aufschieben ihren Verdienst zu schmälern, weil es sehr ungewis war, wie lange dieseHerren noch bei ihr bleiben möchten.

Dem Schein nach weigerte sie sich eine Zeitlang; sie that aber nur einen so schwachen Widerstand, daß der furchtsame Ritter mit einemmal so viel Muth und Herz bekam, daß er einen zweiten Angrif wagte, und so glüklich war, die Schöne nach wenigen Minuten zu besiegen. Doch machte sie dieselben Einwendungen und Schwierigkeiten, wie viel sie wage, sich ihm zu überlassen, da sie einen eifersüchtigen Mann hätte, der sie genau beobachte, und sie selten aus den Augen liesse. Zulezt stellte sie sich, als wenn ihr so eben ein Mittel einfiele, wie sie seine Wünsche befriedigen könnte. Versprechen Sie mir heilige Verschwiegenheit — sagte sie zu ihm — und kann ich mich auf ihre Behutsamkeit und auf eine genaue

Befolgung meiner Vorschriften ganz verlassen, nun so sei es, und die künftige Nacht soll zur Hälfte unser sein. Merken Sie es sich ja ganz genau, daß Sie keinen Pudel machen, und sich selbst und mich dazu ins Unglük stürzen. Mein Mann müste eigentlich Morgen Abend von sechs Uhr bis den andern Morgen um sechs Uhr auf die Wache; allein durch besondere Vermittelung ist ihm die eine Hälfte geschenkt, und er darf erst um zwölf Uhr seine Wache beziehen. Also nach zwölf Uhr in der morgenden Nacht finden Sie sich an meinem Schlafzimmer ein, das sie offen, und mich in dem besten Stand finden werden, sie zu empfanzen. Dann können wir uns bis gegen sechs Uhr des Morgens vergnügen, aber gegen diese Zeit müssen Sie sich entfernen, weil meines Mannes Gegenwart Ihnen unter solchen Umständen gewis nicht angenehm sein würde.

Beide Ritter waren ungemein erfreut, daß diese Liebschaft, wovon sie sich beide nicht viel guts prophezeiet hatten, doch mit einemmal eine so unerwartete Wendung genommen, damit sie sehr wohl zufrieden sein konnten. Keiner konnte es sich erklären, warum der andere so ungemein fröhlig war, und ein jeder glaubte von sich, daß nur er so glüklich gewesen, das Herz der schönen Wirthin allein zu bestrik-

strikken, und bekam von seinen Talenten und Eigenschaften eine so gute Idee, als wenn diese die nächste Veranlassung gegeben, dei Wirthin zur Gegenliebe geneigt zu machen, da es doch weiter nichts, als ihre gefüllte Börse war, die sie so bereitwillig machte.

Diese Nacht, die sie noch allein zubringen musten, war für die Ritter äusserst melancholisch. Wenn auch dann und wann der sonst so wohlthätige Schlaf sie mit seinen Armen umfaßte und ihnen Ruhe zu geben schien, so war es doch weiter nichts als Trug und Blendwerk, indem schrekhafte Träume sie fürchterlich beunruhigten. Des Morgens früh, nachdem sie eine höchst unruhige Nacht vollbracht hatten, schlummerten sie noch ein Stündchen, und das war auch alle Ruhe für die ganze unselige Nacht.

Nun erschien endlich der so fröhlige Tag, den sie schon lange so sehnlichst erwartet hatten. Sie speisten wie gewöhnlich an des Wirths Tafel. Ein jeder von beiden glaubte, daß die schöne Wirthin durch Geberden und Winke, durch geheime Anspielungen, selbst durch Vorlegen besserer Portionen, niedlicher Bischen und dergleichen, ihm den Vorzug gäbe. Und was das drolligste war, dies glaubte ein jeder von sich. Zum Glük hatte die Wirthin gerade nicht mit einer Silbe an das Nachtabentheuer gedacht,

und

und war diesen Mittag in der nemlichen ruhigen Verfassung, suchte, wie immer, jeden Gast durch zuvorkommende Höflichkeit zu gewinnen, und knüpfte den Faden des Gesprächs gewöhnlich wieder an, wenn er abgerissen zu sein schien, oder fieng von einer ganz neuen Materie an, um neues Leben und neue Munterkeit der Tischgesellschaft einzuhauchen. An Stof zur Unterhaltung fehlte es ihr nie, indem sie von der grossen Menge von Gästen, die während ihrer Verheirathung mit ihrem Mann, hier eingekehrt waren, so viel gehört, so viel gesammelt hatte, daß sie nur zu sprechen anfangen durfte, um an der ganzen Tafel eine Stille zu verbreiten, weil nun alles Ohr war, um von den Gesprächen der schönen Wirthin nicht ein Wörtchen zu verlieren. Nächstdem hatte sie so viele französische und italienische Romane und Nouvellen gelesen, daß sie bei jeder Gelegenheit ein Geschichtchen erzählte, worüber die Gäste herzlich lachen musten. Auch gerade an diesem Tage war sie sehr schalkhaft. Es kam zufälliger Weise gerade das Gespräch auf die Weiber, die sehr oft mit ihren schönen Männern nicht zufrieden sind, so bald man ihnen von andern Männern gewisse Eigenschaften rühmt, die sie bei ihren zu vermissen glauben. Es wurde darüber manches dafür und dagegen geschwazt. Endlich sagte

Madam Fery: Ich muß Ihnen, meine Herren, wenn Sie es erlauben und mein Geschwäz anhören wollen, ein merkwürdiges Histörchen erzählen, das manchen Weibern zur Lehre dienen und vielleicht dieser und jener Mann in Praxie anwenden kann. Nun schwieg sie ein Weilchen, um zu horchen, ob man es gern hören wollte. — Die ganze Tischgesellschaft wünschte es zu hören, und Madam Fery ließ sich auch nicht lange nöthigen, und fieng ihr Mährchen — das sie wohlbedächtig für eine wahre Geschichte ausgab — folgendergestalt an:

Es war einmal ein Mann — doch von Rechtswegen hätte ich erst ebenfalls bei meinen Lesern anfragen müssen, ob sie die Geschichte wissen wollten; ich kann ihnen aber als Autor versichern, daß sie drolligt genug ist, und daß weder die Leser, noch weniger die Leserinnen sie überschlagen werden, und weil ich sie schon angefangen habe, muß ich sie auch zu Ende bringen, nun will ich auch die Madam Fery mit keinem Wörtchen weiter unterbrechen — Es war einmal ein Mann, der mit seiner Frau und einigen guten Freunden und Freundinnen in einem Dorf nah bei St. Michelsbergen eine ländliche Mahlzeit einnahm, wo mehr die reine und erquikkende Luft und die muntern Gespräche der Gesellschaft, als die

frugalen Gerichte diesen Stadt-Herren und Damen frohen Muth machte. Unter andern erzählte der Mann, der bei diesem ländlichen Mahl den Wirth machte, daß der Wirth in St. Nikelsbergen mit einer gewissen Sache von der Natur so reichlich versehen wäre, daß man darüber erstaunen müste, eben deshalb hätte er auch weit und breit von den schönsten Weibern so vielen Zuspruch, daß er bald seinen Wohnort zu ändern und inkognito zu leben würde gezwungen werden. Den Männern war für ihren Weibern bange, und die Weiber brannten vor Ungeduld, bald eine schikliche Gelegenheit auszumitteln, diesen sonderbaren Mann näher kennen zu lernen. Am meisten neugierig war die Frau gerade des Mannes, der die Geschichte so eben erzählt hatte, und entwarf in demselben Augenblik das herrlichste Projekt, ihre Neugierde in kurzer Zeit zu befriedigen.

Indessen wurde es Abend und die muntere Gesellschaft kehrte recht froh nach der Stadt zurük. Nach einigen Tagen stellte sich die Frau, als wenn sie manche Gewissensscrupel auf dem Herzen hätte, die sie dem heil. Michael, den sie unlängst zu ihrem Schuzpatron erwählt, wohl in eigener Person eröfnen möchte. Zu dem Ende wäre sie willens, nach dem heil. Michael zu wallfahrten. Der Mann muste eine

Bayerische Staatsbibliothek München

grosse Portion Dummheit haben, wenn er nicht augenbliklich die Absicht dieser Reise errathen hätte; aber er ließ sich auch nicht auf die entfernteste Art davon etwas merken. Ohne Umstände erlaubte er ihr diese Reise, rühmte die guten Vorsäzze die sie dabei hätte und wünschte, daß ihr Scrupel bald gehoben werden möchte. Noch mehr er rieth ihr sogar, sie möchte bei demselben Wirth einkehren, wovon er leztens in der Gesellschaft gesprochen hätte, weil er gewis wäre, daß sie dort sehr gut würde bedient werden.

Erwünschter konnte vielleicht nie der Anfang einer Sache sein, wobei sie so viele Schwierigkeiten vermuthete, die nicht so leicht, als es wirklich jezt geschah, wegzuschaffen wären. Sie reiste den folgenden Tag sehr früh ab, und nahm eine vertraute Zofe zur Begleiterin mit. Kaum war die Frau in den Wagen gestiegen, als sich der Mann auf ein bereits im Stall fertig gesatteltes Pferd schwang, und so schnell als möglich auf einem ganz andern, aber weit kürzern Weg nach St. Michelsbergen ritt, und eine gute Meile eher ankam, als seine Frau.

Kaum war er vom Pferde abgestiegen, als er mit demselben Wirth, bei dem seine Frau übernachten wollte, in ein abgesondertes Kabinettchen sich begab und ihm kurz die Ursache seiner Reise eröfnete.

Guter

Guter Freund — sagte er zum Wirth — unbedachtsamer Weise muste ich leztens in einer muntern Gesellschaft von Ihnen sagen, daß Sie eine gewisse Sache sehr gut und sehr oft verrichten könnten. Die Weiber wurden auf ihre Person aufmerksam gemacht und wünschten Gelegenheit zu haben, mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Frau ist in diesem Stük, muß ich Ihnen im Vertrauen sagen, unersättlich, und gebrauchte gleich die Andacht zum Vorwande, als wenn sie ihrer Sünden wegen zum heil. Michael reisen müste. Ihre eigentliche Absicht bei dieser Reise war blos, Sie besuchen zu wollen. Bald muß sie kommen. Ich habe einen kürzern Weg und ein muthiges Pferd genommen, um eher hier zu sein, als sie. Meine Absicht ist blos, mit Ihnen ein Projekt zu entwerfen, wie meine Frau ihren Zwek nicht erreiche und für ihre Neugierde gebührend bestraft wird. Ich dächte nemlich, Sie empfingen meine Frau als ein galanter Mann, und liessen mit unter einige Brokken fallen, wodurch meine Frau Muth bekäme und in ihrer Vermuthung bestärkt würde. Ich halte Sie aber für einen zu ehrlichen Mann, daß Sie meine Ehre beleidigen sollten. Allein das will ich Ihnen gern erlauben, ja ich bitte Sie sogar darum, daß Sie meiner Frau eine Stunde in der Nacht bestimmen, wo sie

ihr einen Besuch ablegen wollten, und alsdenn werde ich ihre Person vorstellen und statt Ihrer den Platz im Bette einnehmen.

Der Wirth versprach es ihm heilig, sich genau nach seinen Vorschriften zu richten, und wies ihm ein Zimmer an, wo er seine Bequemlichkeit haben konnte. Nach einer kleinen Stunde kam die Frau angefahren. Der Wirth sprang an den Wagen, hob sie heraus, und so bald sie ihm gesagt, wer sie sei, ward sie von ihm sehr höflich behandelt. Er führte sie in sein bestes Zimmer, das er im Hause hatte, und stellte sich so verliebt, daß nur wenig gefehlt hätte, daß er es nicht wirklich geworden wäre. Sie war in der That ein schönes Weib, die eben darauf ausgieng, Eroberungen zu machen, und er ein junger feuriger Mann, der kein Feind vom andern Geschlecht war. Anfänglich machte sie die Keusche und er den schmachtenden Liebhaber. Allein er hielt doch sein Wort, versprach ihr blos, so bald die Unterredung vertrauter geworden war, daß er diese Nacht die Ehre haben würde, sie in ihrem Schlafzimmer zu besuchen.

So bald er auf die Art mit der Frau in Richtigkeit gekommen war, gieng er zu ihrem Mann, erzählte ihm die getroffene Verabredung, gab ihm den Schlüssel zu der Nummer wo sie logierte und überließ

ihm

ihm das übrige, was er machen wolle. Zur bestimmten Zeit kam der Mann, den die Frau für den Wirth hielt, legte sich ohne Umstände zu ihr stillschweigens ins Bette, sprach kein Wort, machte nicht die geringste Bewegung, schlief sanft ein und stand des Morgens noch vor Tagesanbruch auf und verließ das Zimmer seiner Frau, die sich in diesen seltsamen Mann, der noch vor einigen Stunden so galant war, gar nicht finden konnte. Diese so ganz fehlgeschlagene Hofnung und Erwartung gieng der Frau so nahe, daß sie mit dem frühesten mit ihrer Magd wieder abreiste, ohne vom Wirth Abschied zu nehmen, ohne den heil. Michael zu besuchen. Der Mann war wieder etwas eher abgereist, und stellte sich verwundernt an, daß sie so bald wieder zurükkäme. Das arme Weib konnte vor Verdruß nicht antworten. Nach Verlauf einiger Zeit, als ihr Mann gerade bei recht guter Laune war, entdekte er ihr die ganze Geschichte, und machte ihr einige derbe Vorwürfe über das Rasende ihres Entwurfes. Diese Entwikkelung der Komödie kam zu unvermuthet, daß die arme Betrogene ihrem Manne sich zu Füssen warf, ihn bat, er möchte alles vergeben und vergessen, und ihm versprach, nie wieder auf irgend eine Weise Veranlassung zu geben, sich über sie zu beklagen.

augenbliklich in ihre Gespräche mischte, und alles was sie sagte, mit einer Gracie, mit einer Anmuth aus-drükte, konnte sie die kälteste Person wo nicht jedes-mal zur Liebe reizen, wenigstens Jeden für sich ein-nehmen, daß sie gewis war, jeder Fremde würde von der schönen Wirthin Fery im Auslande mit den über-triebensten Lobeserhebungen sprechen.

Daß ich hierin ganz offen die Wahrheit sage, kann man daraus sehen, daß schon am ersten Tage die beiden jungen Engländer so in sie vernarrt wurden, daß sie ohne den Besiz dieses Weibes nicht leben zu können glaubten. Ich weis nicht, woher es kom-men muste, daß beide gegen einander aus dieser Liebe ein Geheimniß machten, da sie doch sonst so offen-herzig waren, wenn sie neue Liebschaften und Er-oberungen machten. Beinah scheint es, daß sie auf einander eifersüchtig waren, und vermuthen konnten, daß sie diesmal, da der geliebte Gegenstand ih-nen so nah war, sich ins Gehäge kommen möchten. Doch was will ich darüber erst lange Untersuchungen anstellen, und meine Leser auf eine unverantwortliche Art ermüden. Kurz ein jeder von den Rittern hatte eine viel zu gute Meinung von sich, als daß es ihm nur hätte einfallen sollen, von dem schönen Weibchen, wo alles, Mienen, Gebehrden, Sprache und ihr

ganzer Körperbau zur Liebe einladete, nicht erhört zu werden. Auch die Ritter waren schöne Mannspersonen, wo selbst Vestalinnen in Versuchung gerathen konnten, ihr Gelübde zu brechen. Sie zeichneten sich in manchen Absichten vor vielen Rittern aus, die mit ihnen zugleich in diesem Wirthshause herbergten. Ja es war schwer zu bestimmen, wem von beiden man den Vorzug geben sollte. Ihr Wuchs war gleich ansehlich, gleich ebenmässig, ihre Sprache einnehmend, ihr ganzes Wesen hatte etwas bezauberndes, das sich nicht so ganz beschreiben läßt, und sie hatten vornehmlich beim Frauenzimmer die Gabe, sich beliebt und wenn sie wollten, unentbehrlich zu machen.

Dies vorausgesezt, ist es nicht schwer zu begreifen, wie wenig Mühe es ihnen kostete, die Festung eines Weibes zu erobern, die sie nur zu oft hatte erobern lassen, und deren Widerstand so schwach war, daß sie sich bei dem geringsten ernsthaften Angrif leicht ergeben muste. Allein sie war doch noch nicht zu jenen schaamlosen Buhldirnen herabgesunken, daß sie sich selbst anbiethen, oder daß sie jeder Mannsperson, die Lust dazu haben mochte, um wenige Groschen ihren Leib Preiß geben sollte. Sie fand es sehr billig, daß man sie erst um ihre Liebe begrüßte, und daß sie alsdenn wählen, oder verwerfen konnte.

Am dritten Tage nach der Engländer Ankunft, war Stotton der erste, der seiner liebenswürdigen Wirthin eine förmliche Liebeserklärung herperrorirte, darauf er sich aber auch nicht eine Minute vorher gefaßt gemacht hatte, sondern die Unterredung muste von ohngefähr sich auf einen gewissen Gegenstand hinlenken, daß er gerade hier seine Gedanken, seine Wünsche und seine zärtliche Liebe am schiklichsten zu entdekken für rathsam fand. Sie waren zufälliger Weise ohne Zeugen, beinah ganz allein im Hause, und der Liebhaber glaubte unter diesen Umständen ganz gewis Erhörung seiner Wünsche zu erhalten, als er mit einemmal einen so heftigen Widerstand fand, den er sich nicht erklären konnte, und was ihm noch unerklärbarer war, er erhielt geradezu eine abschlägige Antwort. Alle seine Bemühungen, seine Wünsche, seine Bitten, seine Versprechungen einer ewigen Treue und Anhänglichkeit, wurden wenig oder gar nicht geachtet; alles, was er noch als eine grosse Gnade von ihr erlangte, waren ein paar Küsse, und weiter gar nichts. Und dann sagte ihm die Schöne, daß sie ihn bitten müste, sie zu verlassen, weil leicht jemand sie überraschen könnte, und sie auch den blossen Schein, als wenn sie keine ehrliche Frau wäre, gern vermeiden wollte. Stotton gieng.

Stotton war kein Anfänger in der Liebe. Er kannte das weibliche Geschlecht zu gut, und wuste, daß sehr viele sich blos weigern und zieren, um sich ihre vermeinte Tugend recht theuer bezahlen zu lassen. In London hatte er mehr als einen solchen Fall gehabt; daher gab er noch lange nicht die Hofnung auf, auch bei dieser einmal zum Ziel zu kommen. Sie war in Gesellschaft mit andern und im Umgang mit ihm gerade dieselbe, als sie vor der Unterredung unter vier Augen gewesen war. Dies machte ihn dreust und gab ihm immer stärkere Hofnung, daß er bei einer andern schiklichen Gelegenheit, sie doch noch zu seinen Absichten stimmen könnte.

Durch einen Zufall ereignete es sich abermals, daß er sie allein sprach. Nun ward er zudringlicher, er beschwur sie bei allen Heiligen, daß er ohne ihren Besiz nicht länger leben könnte; ihre Reizze hätten auf sein empfindsames, zur Liebe empfängliches Herz, so starke Eindrükke gemacht, daß er sich für den unglüklichsten Sterblichen hielt, so lange sie ihn nicht erhören würde. Und was er ihr nicht alles von Liebe vorschwazte. Madam Fery war gar nicht Willens ihn unerhört wieder in sein Land ziehen zu lassen, denn sein schönes männliches Ansehen hatte auf sie ebenfalls keinen geringen Eindruk gemacht, daß sie schon

längst

längst den Wunsch in der Stille bei sich äusserte, ihn geniessen zu können, noch ehe er ihr ein Wort von Liebe vorsagte; allein sie muste sich verstellen, und ihn ein wenig schmachten lassen, um seine Liebe bis zum Grad der Entzükkung zu bringen, um desto mehr Vergnügungen in seinen Umarmungen zu haben. Auch jezt sträubte sie sich noch etwas, und wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, endlich sagte sie:

Ihre Zudringlichkeit macht mich erröthen, und lokt mir ein Geständnis ab, daß ich ewig in meinem Herzen verschliessen zu können wünschte. Aus meinem freundlichen Betragen gegen jedermann, mögen Sie und andere schliessen, daß ich jedermanns Hure bin. Allein diese Lustigkeit oder vielmehr Ausgelassenheit, rührt von meinem Temperament her, das stets zur Fröhligkeit gestimmt ist, und ich muß gegen alle meine Gäste gleiche Höflichkeit, gleiche Vertraulichkeit äussern, wenn unser Verdienst nicht fallen soll. Was mein Mann durch seinen Ernst und zuweilen durch seine Unüberlegenheit verdirbt, das muß ich durch mein einschmeichelndes Wesen wieder gut zu machen suchen. Man that mir oft grosse Versprechungen, man schwur mir ewige Liebe, man suchte mich bei meiner schwachen Seite zu fassen, und ich

ergab

ergab mich doch nicht, weil gerade alle diese Perso-nen, die mir ihre Liebe antrugen, und sich um die meinige bewarben, ganz und gar nicht nach meinem Geschmak waren. Ich gesteh' es gern, daß dann und wann eine schöne Mannsperson hier herbergte, ihre Liebe mir antrug und ich ihn erhörte; das ist aber so selten gewesen, daß ich diese Liebschaften alle an den Fingern hersagen könnte. Um es kurz zu fassen, Sie mein schöner Herr, sind die dritte, die ich je in meinem Leben gehabt habe, und werden auch wahrscheinlich die lezte sein. Nun auf die Hauptsache zu kommen, wenn wir einander geniessen wollen, muß dies in aller Stille geschehen, und Sie müssen mir vor allen Dingen Verschwiegenheit angeloben.

Ich gelobe es Ihnen, meine Schönste — war des Ritters Antwort — und schwöre es Ihnen bei allem was Ihnen und mir heilig ist, nie Geheimnisse auszuplaudern, die ewig unter uns Geheimnisse blei-ben müssen. Allein schönstes Weib, wann wollen Sie mich zum glüklichsten Menschen machen? Be-stimmen Sie mir eine Stunde, wenn wir uns allein sprechen, umarmen und uns ganz geniessen können.

Das ist eben die kizlichste Sache — entgegnete die Wirthin — weil mein Mann ein alter Eifersüch-tiger ist, der alle meine Schritte und Tritte beobach-

tet,

tet, und blutige Rache nehmen würde, so bald er nur das geringste vermuthen sollte. — Doch da habe ich ja schon ein herrliches Mittel, wie wir ganz ungestört uns vergnügen können. Die Regierung hat vor einigen Tagen den Befehl gegeben, daß, so lange die vielen fremden Herrschaften noch hier bleiben, ein jeder Bürger seine Wache in eigener Person thun muß. Eine solche Wache dauert jedesmal zwölf Stunden, nemlich von Abends um sechs, bis Morgens um sechs Uhr. Die vielen Geschäfte meines Mannes erlaubten ihm nicht, daß er die ganze Wache in eigener Person thun konnte, er hielt daher bei der Regierung an, ob man ihm nicht jedesmal die Hälfte seiner Wache auf die Art erlassen, daß er die andere durch einen andern besorgen lassen könnte. Aus besonderer Gefälligkeit ward diese Bitte meinem Mann gewährt. Heute ist ihm auf Morgen Abend schon die Nachtwache angesagt worden. Merken Sie es sich wohl den Abend um sechs Uhr beziehet er die Wache und um zwölf Uhr ist seine Zeit um, und er kömmt wieder nach Hause. Wollen Sie sich dieser Gelegenheit bedienen, mich zu besuchen, so werde ich Sie auf meinem Zimmer erwarten, doch darum will ich Sie im voraus bitten, daß sie sich ja nicht über die bestimmte Zeit bei mir verspäten, sonst ha-

ben Sie sich alle die unangenehmen Folgen selbst zuzuschreiben, welche die unvermuthete Gegenwart meines Mannes für Sie haben könnten.

Schönstes Weib — sagte der Ritter, umarmte, herzte und küste sie, und konnte kaum Worte finden, ihr die Empfindungen seines Herzens auszudrükken — Schönstes Weib, endlich erhörst du meine Bitten, und wirst durch meine Thränen und Seufzer erweicht! Offenherzig entdekst du mir alle deine Liebschaften, und machst mich in deinen Herzensangelegenheiten zu deinem Vertrauten. In allen Stükken will ich deinen Befehlen treulich nachkommen. Um sechs Uhr bin ich bei dir und vor zwölf Uhr entferne ich mich wieder.

Der andere Ritter Thomas Brampton war etwas bescheidener und furchtsamer. Bis jezt hatte er blos durch Mienen und Gebehrden seiner schönen Wirthin seine Leidenschaft zu verstehen gegeben. Nun faßte er auch einmal ein Herz, und gerade um die Zeit, da sein Freund die Madam Fery verlassen hatte, muste es sich treffen, daß Ritter Brampton in ihr Zimmer trat, und zitternd seinen Liebesantrag herstammelte. Die schlaue Wirthin fand es diesmal nicht für rathsam, mit diesem Galan die nemlichen Umstände zu machen, die sie mit dem erstern gemacht

hatte. Sie verstand sich ganz herrlich auf die Karaktere der Menschen, die sie schon seit einigen Jahren ganz eigentlich studiert hatte, und wollte in diesem Fall lieber das Gewisse vors Ungewisse nehmen. Es war zu vermuthen, daß er bei dem geringsten Weigern von ihrer Seite, allen Muth verlor, und einen zweiten Antrag vermied, aus Furcht, er möchte eben so ablaufen, wie der erste abgelaufen war. Ueberdies glaubte sie durch das Aufschieben ihren Verdienst zu schmälern, weil es sehr ungewis war, wie lange dieseHerren noch bei ihr bleiben möchten.

Dem Schein nach weigerte sie sich eine Zeitlang; sie that aber nur einen so schwachen Widerstand, daß der furchtsame Ritter mit einemmal so viel Muth und Herz bekam, daß er einen zweiten Angrif wagte, und so glüklich war, die Schöne nach wenigen Minuten zu besiegen. Doch machte sie dieselben Einwendungen und Schwierigkeiten, wie viel sie wage, sich ihm zu überlassen, da sie einen eifersüchtigen Mann hätte, der sie genau beobachte, und sie selten aus den Augen liesse. Zulezt stellte sie sich, als wenn ihr so eben ein Mittel einfiele, wie sie seine Wünsche befriedigen könnte. Versprechen Sie mir heilige Verschwiegenheit — sagte sie zu ihm — und kann ich mich auf ihre Behutsamkeit und auf eine genaue

Befolgung meiner Vorschriften ganz verlassen, nun so sei es, und die künftige Nacht soll zur Hälfte unser sein. Merken Sie es sich ja ganz genau, daß Sie keinen Pudel machen, und sich selbst und mich dazu ins Unglük stürzen. Mein Mann müste eigentlich Morgen Abend von sechs Uhr bis den andern Morgen um sechs Uhr auf die Wache; allein durch besondere Vermittelung ist ihm die eine Hälfte geschenkt, und er darf erst um zwölf Uhr seine Wache beziehen. Also nach zwölf Uhr in der morgenden Nacht finden Sie sich an meinem Schlafzimmer ein, das sie offen, und mich in dem besten Stand finden werden, sie zu empfanzen. Dann können wir uns bis gegen sechs Uhr des Morgens vergnügen, aber gegen diese Zeit müssen Sie sich entfernen, weil meines Mannes Gegenwart Ihnen unter solchen Umständen gewis nicht angenehm sein würde.

Beide Ritter waren ungemein erfreut, daß diese Liebschaft, wovon sie sich beide nicht viel guts prophezeiet hatten, doch mit einemmal eine so unerwartete Wendung genommen, damit sie sehr wohl zufrieden sein konnten. Keiner konnte es sich erklären, warum der andere so ungemein fröhlig war, und ein jeder glaubte von sich, daß nur er so glüklich gewesen, das Herz der schönen Wirthin allein zu be-

strikken, und bekam von seinen Talenten und Eigenschaften eine so gute Idee, als wenn diese die nächste Veranlassung gegeben, dei Wirthin zur Gegenliebe geneigt zu machen, da es doch weiter nichts, als ihre gefüllte Börse war, die sie so bereitwillig machte.

Diese Nacht, die sie noch allein zubringen musten, war für die Ritter äusserst melancholisch. Wenn auch dann und wann der sonst so wohlthätige Schlaf sie mit seinen Armen umfaßte und ihnen Ruhe zu geben schien, so war es doch weiter nichts als Trug und Blendwerk, indem schrekhafte Träume sie fürchterlich beunruhigten. Des Morgens früh, nachdem sie eine höchst unruhige Nacht vollbracht hatten, schlummerten sie noch ein Stündchen, und das war auch alle Ruhe für die ganze unselige Nacht.

Nun erschien endlich der so fröhlige Tag, den sie schon lange so sehnlichst erwartet hatten. Sie speisten wie gewöhnlich an des Wirths Tafel. Ein jeder von beiden glaubte, daß die schöne Wirthin durch Geberden und Winke, durch geheime Anspielungen, selbst durch Vorlegen besserer Portionen, niedlicher Bischen und dergleichen, ihm den Vorzug gäbe. Und was das drolligste war, dies glaubte ein jeder von sich. Zum Glük hatte die Wirthin gerade nicht mit einer Silbe an das Nachtabentheuer gedacht,

und

und war diesen Mittag in der nemlichen ruhigen Verfassung, suchte, wie immer, jeden Gast durch zuvorkommende Höflichkeit zu gewinnen, und knüpfte den Faden des Gesprächs gewöhnlich wieder an, wenn er abgerissen zu sein schien, oder fieng von einer ganz neuen Materie an, um neues Leben und neue Munterkeit der Tischgesellschaft einzuhauchen. An Stof zur Unterhaltung fehlte es ihr nie, indem sie von der grossen Menge von Gästen, die während ihrer Verheirathung mit ihrem Mann, hier eingekehrt waren, so viel gehört, so viel gesammelt hatte, daß sie nur zu sprechen anfangen durfte, um an der ganzen Tafel eine Stille zu verbreiten, weil nun alles Ohr war, um von den Gesprächen der schönen Wirthin nicht ein Wörtchen zu verlieren. Nächstdem hatte sie so viele französische und italienische Romane und Nouvellen gelesen, daß sie bei jeder Gelegenheit ein Geschichtchen erzählte, worüber die Gäste herzlich lachen musten. Auch gerade an diesem Tage war sie sehr schalkhaft. Es kam zufälliger Weise gerade das Gespräch auf die Weiber, die sehr oft mit ihren schönen Männern nicht zufrieden sind, so bald man ihnen von andern Männern gewisse Eigenschaften rühmt, die sie bei ihren zu vermissen glauben. Es wurde darüber manches dafür und dagegen geschwazt. Endlich sagte

Ma:

Madam Fery: Ich muß Ihnen, meine Herren, wenn Sie es erlauben und mein Geschwäz anhören wollen, ein merkwürdiges Histörchen erzählen, das manchen Weibern zur Lehre dienen und vielleicht dieser und jener Mann in Praxie anwenden kann. Nun schwieg sie ein Weilchen, um zu horchen, ob man es gern hören wollte. — Die ganze Tischgesellschaft wünschte es zu hören, und Madam Fery ließ sich auch nicht lange nöthigen, und fieng ihr Mährchen — das sie wohlbedächtig für eine wahre Geschichte ausgab — folgendergestalt an:

Es war einmal ein Mann — doch von Rechtswegen hätte ich erst ebenfalls bei meinen Lesern anfragen müssen, ob sie die Geschichte wissen wollten; ich kann ihnen aber als Autor versichern, daß sie drolligt genug ist, und daß weder die Leser, noch weniger die Leserinnen sie überschlagen werden, und weil ich sie schon angefangen habe, muß ich sie auch zu Ende bringen, nun will ich auch die Madam Fery mit keinem Wörtchen weiter unterbrechen — Es war einmal ein Mann, der mit seiner Frau und einigen guten Freunden und Freundinnen in einem Dorf nah bei St. Michelsbergen eine ländliche Mahlzeit einnahm, wo mehr die reine und erquikkende Luft und die muntern Gespräche der Gesellschaft, als die

frugalen Gerichte diesen Stadt-Herren und Damen frohen Muth machte. Unter andern erzählte der Mann, der bei diesem ländlichen Mahl den Wirth machte, daß der Wirth in St. Michelsbergen mit einer gewissen Sache von der Natur so reichlich versehen wäre, daß man darüber erstaunen müste, eben deshalb hätte er auch weit und breit von den schönsten Weibern so vielen Zuspruch, daß er bald seinen Wohnort zu ändern und inkognito zu leben würde gezwungen werden. Den Männern war für ihren Weibern bange, und die Weiber brannten vor Ungeduld, bald eine schikliche Gelegenheit auszumitteln, diesen sonderbaren Mann näher kennen zu lernen. Am meisten neugierig war die Frau gerade des Mannes, der die Geschichte so eben erzählt hatte, und entwarf in demselben Augenblik das herrlichste Projekt, ihre Neugierde in kurzer Zeit zu befriedigen.

Indessen wurde es Abend und die muntere Gesellschaft kehrte recht froh nach der Stadt zurük. Nach einigen Tagen stellte sich die Frau, als wenn sie manche Gewissensscrupel auf dem Herzen hätte, die sie dem heil. Michael, den sie unlängst zu ihrem Schuzpatron erwählt, wohl in eigener Person eröfnen möchte. Zu dem Ende wäre sie willens, nach dem heil. Michael zu wallfahrten. Der Mann muste eine

Bayerische Staatsbibliothek München

grosse Portion Dummheit haben, wenn er nicht augenbliklich die Absicht dieser Reise errathen hätte; aber er ließ sich auch nicht auf die entfernteste Art davon etwas merken. Ohne Umstände erlaubte er ihr diese Reise, rühmte die guten Vorsäzze die sie dabei hätte und wünschte, daß ihr Scrupel bald gehoben werden möchte. Noch mehr er rieth ihr sogar, sie möchte bei demselben Wirth einkehren, wovon er leztens in der Gesellschaft gesprochen hätte, weil er gewis wäre, daß sie dort sehr gut würde bedient werden.

Erwünschter konnte vielleicht nie der Anfang einer Sache sein, wobei sie so viele Schwierigkeiten vermuthete, die nicht so leicht, als es wirklich jezt geschah, wegzuschaffen wären. Sie reiste den folgenden Tag sehr früh ab, und nahm eine vertraute Zofe zur Begleiterin mit. Kaum war die Frau in den Wagen gestiegen, als sich der Mann auf ein bereits im Stall fertig gesatteltes Pferd schwang, und so schnell als möglich auf einem ganz andern, aber weit kürzern Weg nach St. Michelsbergen ritt, und eine gute Meile eher ankam, als seine Frau.

Kaum war er vom Pferde abgestiegen, als er mit demselben Wirth, bei dem seine Frau übernachten wollte, in ein abgesondertes Kabinettchen sich begab und ihm kurz die Ursache seiner Reise eröfnete.

Guter

Guter Freund — sagte er zum Wirth — unbedachtsamer Weise muste ich leztens in einer muntern Gesellschaft von Ihnen sagen, daß Sie eine gewisse Sache sehr gut und sehr oft verrichten könnten. Die Weiber wurden auf ihre Person aufmerksam gemacht und wünschten Gelegenheit zu haben, mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Frau ist in diesem Stük, muß ich Ihnen im Vertrauen sagen, unersättlich, und gebrauchte gleich die Andacht zum Vorwande, als wenn sie ihrer Sünden wegen zum heil. Michael reisen müste. Ihre eigentliche Absicht bei dieser Reise war blos, Sie besuchen zu wollen. Bald muß sie kommen. Ich habe einen kürzern Weg und ein muthiges Pferd genommen, um eher hier zu sein, als sie. Meine Absicht ist blos, mit Ihnen ein Projekt zu entwerfen, wie meine Frau ihren Zwek nicht erreiche und für ihre Neugierde gebührend bestraft wird. Ich dächte nemlich, Sie empfingen meine Frau als ein galanter Mann, und liessen mit unter einige Brokken fallen, wodurch meine Frau Muth bekäme und in ihrer Vermuthung bestärkt würde. Ich halte Sie aber für einen zu ehrlichen Mann, daß Sie meine Ehre beleidigen sollten. Allein das will ich Ihnen gern erlauben, ja ich bitte Sie sogar darum, daß Sie meiner Frau eine Stunde in der Nacht bestimmen, wo sie

ihr einen Besuch ablegen wollten, und alsdenn werde ich ihre Person vorstellen und statt Ihrer den Platz im Bette einnehmen.

Der Wirth versprach es ihm heilig, sich genau nach seinen Vorschriften zu richten, und wies ihm ein Zimmer an, wo er seine Bequemlichkeit haben konnte. Nach einer kleinen Stunde kam die Frau angefahren. Der Wirth sprang an den Wagen, hob sie heraus, und so bald sie ihm gesagt, wer sie sei, ward sie von ihm sehr höflich behandelt. Er führte sie in sein bestes Zimmer, das er im Hause hatte, und stellte sich so verliebt, daß nur wenig gefehlt hätte, daß er es nicht wirklich geworden wäre. Sie war in der That ein schönes Weib, die eben darauf ausgieng, Eroberungen zu machen, und er ein junger feuriger Mann, der kein Feind vom andern Geschlecht war. Anfänglich machte sie die Keusche und er den schmachtenden Liebhaber. Allein er hielt doch sein Wort, versprach ihr blos, so bald die Unterredung vertrauter geworden war, daß er diese Nacht die Ehre haben würde, sie in ihrem Schlafzimmer zu besuchen.

So bald er auf die Art mit der Frau in Richtigkeit gekommen war, gieng er zu ihrem Mann, erzählte ihm die getroffene Verabredung, gab ihm den Schlüssel zu der Nummer wo sie logierte und überließ

ihm

ihm das übrige, was er machen wolle. Zur bestimmten Zeit kam der Mann, den die Frau für den Wirth hielt, legte sich ohne Umstände zu ihr stillschweigens ins Bette, sprach kein Wort, machte nicht die geringste Bewegung, schlief sanft ein und stand des Morgens noch vor Tagesanbruch auf und verließ das Zimmer seiner Frau, die sich in diesen seltsamen Mann, der noch vor einigen Stunden so galant war, gar nicht finden konnte. Diese so ganz fehlgeschlagene Hofnung und Erwartung gieng der Frau so nahe, daß sie mit dem frühesten mit ihrer Magd wieder abreiste, ohne vom Wirth Abschied zu nehmen, ohne den heil. Michael zu besuchen. Der Mann war wieder etwas eher abgereist, und stellte sich verwundernt an, daß sie so bald wieder zurükkäme. Das arme Weib konnte vor Verdruß nicht antworten. Nach Verlauf einiger Zeit, als ihr Mann gerade bei recht guter Laune war, entdekte er ihr die ganze Geschichte, und machte ihr einige derbe Vorwürfe über das Rasende ihres Entwurfes. Diese Entwikkelung der Komödie kam zu unvermuthet, daß die arme Betrogene ihrem Manne sich zu Füssen warf, ihn bat, er möchte alles vergeben und vergessen, und ihm versprach, nie wieder auf irgend eine Weise Veranlassung zu geben, sich über sie zu beklagen.

Die

Die ganze Tischgesellschaft hatte aufmerksam diese kurze Historiette angehört, ohne die schöne Wirthin nur mit einem Wörtchen zu unterbrechen. Aber nun wurden so viele Anmerkungen, Glossen, Erweiterungen, Bemerkungen, Zusäzze, Kommentare und wer weis alles was gemacht, daß nicht blos für den Mittag, sondern selbst für den Nachmittag und Abend Stof genug zur Unterhaltung übrig blieb.

Bei guter Zeit verließ die Wirthin diesen Abend die Gesellschaft, begab sich auf ihr Zimmer, und machte alles zum Empfang ihrer Galans bereit. Beide Engländer erwarteten mit der grösten Ungeduld, den Zeitpunkt, wenn ihre Wünsche erfüllt werden würden, beide verschwiegen sorgfältig das Glük, was sie nun bald zu erwarten hatten. Kaum war das Zeichen mit der Wachglokke gegeben, kaum hatte der Wirth sein Haus verlassen, um auf seinen bestimmten Posten zu gehen, als der Ritter Stotton sein Zimmer verließ, um das Zimmer seiner Geliebten aufzusuchen. Indessen sorgte die Madam Fery für die beste Aufnahme ihrer Gäste: schon waren ein gutes Abendessen, die feinsten Weine, die kostbaren Likeurs und ein Desert in Bereitschaft, wie es sich nur der verwöhnteste Gaumen wünschen konnte. Stotton erschien, alles, die göttliche Aufnahme, das niedliche

Abendmahl, das geschmakvolle Negligee seiner Dulcinea, ihre bezaubernde Gespräche, ihr Mienenspiel, ihre einnehmenden Schmeicheleien, die sie so ganz natürlich anbringen konnte, ohne daß es einem einfiel, Schmeicheleien zu hören, alles übertraf seine Erwartung. Nach dem Essen ward es immer stiller im Zimmer, und was da vorgieng, mögen meine Leser rathen, von mir können sie aber unmöglich die Auflösung des Räthsels erfahren. Die Zeit vergieng unter dergleichen Spielereien und Tändeleien nur zu schnell, daß der bestimmte Termin eher verflossen war, als die Verliebten wünschten und glaubten. Allein ein edler Ritter muß Wort halten, so auch Stotton. Unglüklicher Weise hatte er einen Ring von sehr grossem Werth im Bette verloren, ohne daß er diesen Verlust bemerkte, er nahm Abschied, versprach bald wiederzukommen und verließ, so vergnügt das Zimmer, wie es nicht immer Verliebte nach vollbrachter That zu verlassen pflegen. Beim Herausgehen begegnete er auch schon seinem guten Freund, dem Ritter Brampton. Ohne daß auch nur einer von beiden muthmaßte, wer es sein könnte, hielt jeder von ihnen den Wirth für den, dem sie begegneten. Stotten glaubte der Wirth käme von der Wache zurük, und Brampton glaubte, er gienge

erst

erst hin. Beide wichen sich auf die Art aus, um nicht bemerkt oder gar erkannt zu werden.

Der Ritter Brampton wartete noch ein wenig, bis alles ganz ruhig war, und dann gieng er in das ihm bezeichnete Zimmer seiner Geliebten, welches dichte an das andere stieß, wo die Wirthin so eben den ersten Ritter empfangen, bewirthet, geherzt und geküßt hatte. So wie wenn mehrere Delinquenten auf dem Richtplaz zugleich hingericht werden, man vorsichtig die Stäte mit Sand bestreuet, um nicht das Blut zu sehen, welches von dem erstern vergossen worden, und dann erst den Delinquenten auf die nemliche Stelle hinbringt und die nemliche Operation mit ihm vornimmt; eben so war Madam Fery anfänglich willens, alles im Zimmer in Ordnung zu bringen, jeden Gegenstand zu entfernen, der einigen Verdacht erregen könnte, und vornemlich den Kampfplaz der Liebe aufzurütteln und aufzuschütteln, damit nichts von der vorigen Schlacht zu bemerken wäre; allein der zweite Galan überraschte sie zu schnell, wodurch sie in die Nothwendigkeit versezt ward, ihn in ein Nebenzimmer so lange zu führen, bis eine getreue Zofe alles in die vorige Ordnung zurükgebracht hatte. Ueber sein frühes Erscheinen erhielt er von ihr einen Verweis, wie ihn Verliebte geben und annehmen.

So

So bald sie aber von ihm erfuhr, daß keiner den andern bemerkt und erkannt hätte, war sie völlig zufrieden, und gab durch freie Reden und wollüstige Mienen und Gebehrden, ihm die sichersten Proben, daß er mehr von ihr erwarten könnte. Eine kleine, niedliche Kollation, die sich durch geschmakvolle Wahl am meisten empfohl, erwartete ihn, und nachdem er seinen Appetit gestillet, verfügte er sich ins Nebenzimmer, und genoß auf demselben Bette alle die Vergnügungen, die sein guter Freund kurz vorher genossen hatte. Er merkte etwas hartes, grif darnach, fand den Ring, stekte ihn an den Finger, und lies sich weiter nicht stören. Gegen sechs Uhr muste er sich, nach der Verabredung, entfernen, weil die Frau ihren Mann von der Wache zurük erwartete. Brampton gieng, und kaum war er weg, so war der Mann da. Er verlangte eine Erfrischung, die sie ihm herzlich gern gab. Ja sie stellte sich, als wenn sie um seinetwillen die ganze Nacht aufgeblieben, weil es ihr wäre, als wenn ihr etwas fehle, wenn sie allein schlafen müste, und wollte ihm nun ebenfalls ein paar Stunden Gesellschaft leisten. Mit Vergnügen räumte der Mann der Frau den ihr zukommenden Plaz im Bette ein, und bildete sich auf die zuvorkommende Liebe und Zärtlichkeit seiner Gattin was rechts ein.

Da den Engländern ihr erster Versuch so gut gelükt war, und ihnen viel Vergnügen gemacht hatte, thaten sie denselben Gang zur schönen Wirthin noch öfterer, und gewöhnlich immer, wenn der Mann die Nachtwache hatte, welches den dritten oder vierten Tag geschehen mochte. Allein sie entdekten sich nie einander etwas von ihrer Liebschaft, daher ganz natürlich ein jeder von sich denken muste, daß er allein der auserwählte Sterbliche sei. Stotton hatte noch den nemlichen ersten Tag seinen Diamantring vermißt, er konnte aber auf keine Weise begreifen, wo er ihn verloren haben sollte. Nach einigen Tagen gieng er mit seinem guten Freund auf ein Weinhaus, wo sehr viele ansehnliche Kaufleute, selbst Standespersonen zum Frühstük hinzugehen pflegten, und erstaunte nicht wenig, als er unvermuthet seinen verlornen Ring am Finger seines Freundes bemerkte. Ungewis, ob er sich vielleicht durch die grosse Aehnlichkeit irren möchte, bat er sich denselbigen zum Ansehen aus. Er erkannte augenbliklich seinen Ring, machte seinem Freunde einige Vorwürfe, so lange ihm diesen Ring, der ihm nicht gehöre und den er wahrscheinlich in der Stube verloren habe, vorzuenthalten. Brampton sprach von Beleidigungen, die er verbitten müste, er gestand ein, daß er den Ring gefunden hätte, aber an einem

Orte,

Orte, wo er ihn sicher nicht verloren haben würde. Er könnte ihm noch mehr sagen, den nemlichen Ring habe er in dem Bette eines Frauenzimmers gefunden, bei der er eine halbe Nacht gewesen, wo er ihn in keinem Fall verloren haben könnte, er bat sich ihn also wieder zurük.

Stotton wollte schlechterdings seinen Ring nicht wieder herausgeben; weil er nicht begreifen konnte, welche Verbindlichkeit ihn dazu bestimmte. Und am Ende, weil der Streit immer hizziger ward, und wohl gar zulezt noch Thätigkeiten hätten daraus entstehen können, ward ein Vergleich in Vorschlag gebracht. Sie wollten mit einander ausgehen, und dem ersten Mann, der ihnen begegnen würde, die Sache erzählen und ihn um seinen Rath bitten. Die Entscheidung dieses Mannes wollten sie sich gefallen lassen, sie möchte auch ausfallen wie sie wollte.

Kaum hatten Sie das Weinhaus verlassen und waren einige Schritte längst der Strasse gegangen, als ihnen ihr Wirth begegnete. So unangenehm es auch jedem von ihnen war, gerade diesen zum Schiedsrichter zu wählen, so konnten sie doch nicht füglich, der Verabredung gemäß, bei ihm eine Ausnahme machen. Sie erzählten ihm den ganzen Vorfall, ein jeder ganz verschieden, wie der andere. Der Wirth

hörte

hörte aufmerksam zu, und nachdem er die ganze Beichte wohlbedächtig angehört hatte, stekte er den Ring ganz sachte in seine Tasche und sagte: Meine Herren, so was ist mir noch nie vorher in Praxin vorgekommen, Sie werden mir daher nicht übel nehmen, wenn ich deshalb meine Frau consulire, die Ihnen so bald als möglich den endlichen Bescheid nicht vorbehalten wird. Ich empfehle mich bestens.

Beide Ritter stuzten nicht wenig über die unerwartete Antwort des Alten und konnten sich den Bescheid schon von selbst denken. Sie giengen in das nächste Speisehaus und warteten bis die Zeit erschien, daß man die Speisen auftrug. Sie sezten sich beide an ein klein Tischchen und entdekten sich einander ihre Liebschaften. Dadurch wurde die Freundschaft beider Ritter noch fester geknüpft, welche durch eine gewisse unerklärbare Zurükhaltung bereits einen Stoß bekommen zu haben schien. Madam Fery behielt den Ring und die Ritter sezten ihre Besuche bis an den Tag ihrer Abreise, ununterbrochen fort.

Vierte Erzählung.

Der verheirathete Todte.

Eine Geschichte

für unser schwärmerisches Jahrhundert.

Es lebte einmal zu Montpelier ein gewisser Kaprikorne, der nie in seinem Leben ein ander Metier getrieben hatte, als die Astrologie; für sich und für seine Familie unentgeltlich, für einen jeden andern aber gegen gleich baare Bezahlung. Die Astrologie ist nun freilich eine Kunst, wobei man heut zu Tage eben kein grosses Glük machen kann, weil man sich fast überall öffentlich über die Ungewisheit und Unbestimmtheit dieser trügerischen Wissenschaft aufhält, obgleich nur wenige von der Schwachheit frei sind, insgeheim recht fest daran zu glauben; daher kam es denn auch, daß dieser grosse Glüksverkündiger selbst nur ein sehr geringes Glük hatte.

Sein ganzes Vermögen bestand aus einem kleinen ziemlich artig meublirten Hause, das er bewohnte; aus einer niedlichen Bibliothek, die ausser dem ansehnlichsten Theil von astrologischen, geomantischen, kabalistischen, chiromantischen Schriften, auch viele vortrefliche Werke in sich faßte, die in die Geschichte und schöne Wissenschaften einschlagen; aus einem klei-

nen

nen Bauergütchen, nicht weit von der Stadt gelegen, in dem Dorf Vitri, wohin er oft zu Fuß wanderte, um sich dort in der Stille seinen Speculationen ganz zu überlassen; aus einem alten Ueberrest eines kleinen Strohütchens in seinem Vaterlande und aus einem Kontrakt von 126 Thaler jährlicher Einkünfte, die er von dem Hotel der Stadt Paris zog. Hieraus bestand sein Vermögen und seine ganze Einnahme; will man noch die Vortheile mitrechnen, die ihm seine Kunst einbrachten, so waren diese zusammen wohl hinreichend, um sich, seine alte Magd Nicole, die ihm schon seit vielen, beinah undenklichen Jahren seine Wirthschaft führte, und seine schöne ein und zwanzig jährige Tochter, die er von seiner bereits vor funfzehn Jahren verstorbenen Frau hatte, recht gemächlich zu unterhalten.

Nach allen astrologischen Regeln hatte er in bester Form seiner Tochter in dem Augenblik ihrer Geburt die Nativität gestellt. Er war dabei so behutsam zu Werke gegangen, war nicht blos bei dem Allgemeinen stehen geblieben, sondern hatte auf so mannigfaltige Manieren Versuche angestellt, hatte alle mögliche Direktionen und Revolutionen berechnet, um daraus das wohlgeordneste Ganze zu bilden. Denn es konnte ihm unmöglich gleichgültig sein, welches

Schik-

Schikſal dereinſt ſeine Tochter haben würde. Eben deshalb war er nicht mit der erſten Berechnung zufrieden, ſondern ſtellte mehrere zu verſchiedenen malen an, und jedesmal, er mochte rechnen wie er wollte, erhielt er das Reſultat: „Deine Tochter iſt wenigſtens zu einer Prinzeſſin beſtimmt.“

Kaum war er davon mit ſo vielen unwiderlegbaren Gründen überzeugt worden, als er ſein Glük und ſeiner Tochter Glük mit ſo viel Beſtimmtheit und Gewisheit überall öffentlich bekannt machte, daß die meiſten ihm glaubten, und nur wenige ihn und ſeine Kunſt für närriſch hielten. Dieſe Vorſtellung von dem nahen Glük ſeiner Tochter, hatte er ſich ſo feſt in den Kopf geſezt, daß es nicht blos ſchlechterdings unmöglich war, dieſe wegzuſchaffen und an ihrer Stelle eine andere hinzuſtellen, ſondern er wieß ſogar aus dieſem elenden Grunde mehr als einmal Freier ab, welche das Glük des Mädchens würden gemacht haben. Schon ſeit vier Jahren wurden auf die Art die beſten Partien zerſchlagen, zum gröſten Mißvergnügen der kleinen Dulderin, welche ſchon ſeit ihrem funfzehnten Jahr ſich geſchikt fühlte, eine kleine Wirthſchaft ſelbſt zu führen. So bald ſich aber ein Mann als Liebhaber ſeiner Tochter meldete, fragte er ihn zuerſt nach ſeiner Geburtsſtunde, dann ſtellte

er ihm darnach die Nativität, und so bald die Gestirne von ihm das nicht sagten, was er doch so gern wünschte, daß sie sagen möchten, gab er dem Supplikanten augenbliklich den Korb, ohne eine wirklich gültige Ursache anzugeben, warum er ihm seine Tochter nicht geben könnte.

Die Stadt Bazas hatte in der Person eines gewissen Bouffonet ein ganz ungewöhnliches Genie hervorgebracht. Er war ein Dichter, der sich nach seiner überspannten Einbildungskraft für den ersten Dichter der Welt hielt, und seine Geburten für Meisterstükke ausgab, die jedermann mit derselben Bewunderung anschauen müste, womit er sie mit einer Selbstzufriedenheit herdeklamirte, die man sich kaum vorstellen kann. Er muste sich einmal bis auf den Helikon verstiegen haben, wo die fürchterliche Höhe, die er von da herabzusehen hatte, ihn so schwindlich gemacht, daß er auf seine ganze Lebenszeit von diesem Schwindel durch kein Arzneimittel konnte befreiet werden, gerade wie es Kaprikornen gegangen war, der durch das viele Hinsehen nach dem gestirnten Himmel ganz übersüchtig geworden war. Im ganzen genommen war der Dichter fünf bis sechs Gran mehr Narr als der Astrologe, und dafür auch weit reicher als dieser. Selten findet mit dem Parnaß

und den Mienen Perous eine gewisse Verträglichkeit und Bekanntschaft statt, allein bei diesem Subjekt war einmal eine Ausnahme zu machen. Er hatte einen alten reichen Ordensgeistlichen beerbt, dessen einziger Anverwandte er war. Durch diese Erbschaft und durch sein väterliches Vermögen, war er ein Mann von zwanzig tausend Thaler. Von den Interessen dieses Vermögens glaubte er ganz gut in Paris leben zu können, da seine Bedürfnisse jederzeit sehr eingeschränkt gewesen, und er überhaupt in einem Alter von funfzig Jahren nicht viele Bedürfnisse mehr zu befriedigen hatte.

Er sah die Mamsel Agathe, Tochter des Herrn Kaprikorne, und er empfand für sie eine so heisse Liebe, als sie vielleicht nie ein Dichter besungen haben mag. Den andern Tag verfertigte er zur Ehre seiner Laura zwei Madrigale, sechs Stanzen und ein Sonnet, welche er Vorläufer seiner eigentlichen Liebeserklärung zu nennen beliebte. Er machte mit dem Vater bald nachher Bekanntschaft, und ließ sich von weitem seine Absichten merken. Der Alte erkundigte sich gleich nach seinem Stande und Vermögen, und woran ihm weit mehr als an allen übrigen gelegen war, nach seiner Geburtsstunde. Der Dichter wuste nicht einmal genau den Tag seiner Geburt, viel-

weniger die eigentliche Stunde derselben anzugeben, und sagte ihm die erste die beste, die ihm gerade in den Sinn kam, ohne über die Wichtigkeit der genauen Bestimmung dieser Sache gehörige Kenntniß zu haben.

Zum Glük traf er gerade eine ihm sehr günstige Stunde. Der Astrologe glaubte nicht anders, so bald er ihm nur die Nativität gestellt hatte, daß der Himmel diesen Mann von Bazas gerade deshalb zu ihm gesendet hätte, um endlich einmal das seiner Tochter bevorstehende Glük in Erfüllung zu bringen. Diese Einbildung faßte mit einemmal so tief bei ihm Wurzel, daß er seine ganzen astrologischen Untersuchungen, blos nach diesen täuschenden Voraussezzungen anstellte, und manches nicht sehen konnte, oder nicht sehen wollte, was ihm nur zu deutlich vor die Augen kommen muste.

Allein Agathe war weit entfernt, daß sie in die Wahl ihres Vaters ihre Einwilligung hätte geben sollen. Unter den Liebhabern, die der Alte abgewiesen hatte, befand sich unter andern ein junger Mensch, der sich la Grange nennte. Sein Vater war Notarius gewesen, und hatte ihm nur ein sehr kleines Vermögen hinterlassen; allein er machte sichere Rechnung auf die weit ansehnlichere Erbschaft einer alten Tante, Witwe eines reichen Apothekers.

Dieser

—

Dieser junge Mensch wohnte kaum vier Schritt vom Astrologen. Er sah gut aus, war noch jung, und bewies viel Betriebsamkeit in seinen Geschäften Routine zu bekommen. Agathen liebte er über alles. Der tiefe Respekt und der unbedingte Gehorsam, welchen dies Mädchen für ihren Vater hatte, machte sie lange unentschlossen, ob sie die Neigung, die sie in ihrem Herzen für ihn gefaßt hatte, unterdrükken sollte oder nicht. Aber die gute alte Magd Nicole, die sie von Jugend auf erzogen hatte, die alle ihre Bedürfnisse, ihr ganzes Temperament eben so gut und vielleicht noch besser kannte, als sie selbst, nahm sich des armen Mädchens an. Ihres Herrn Verfahren, indem er so vielen wakkern Männern den Korb gegeben, ohne seiner Tochter auch nur ein einziges Wörtchen davon zu sagen, war nicht nach ihrem Wunsch, weil sie zu viel dabei einbüßte; ja sie konnte sogar, wenn es nicht bald mit einer Hochzeit Ernst ward, um ihr ganzes Hochzeitgeschenk kommen. Dies war für sie Bewegungsgrund genug, sich ins Mittel zu schlagen und dem armen Mädchen mit Rath und That treulich beizustehen. Sie nahm wahren freundschaftlichen Antheil an dem Kummer, der am Herzen des jungen Mädchens nagte, sie verscheuchte von ihr alle Scrupel mit mächtigen und verführerischen

Gründen bezeigte sich in allen Stükken dienstfertig und zuvorkommend, und begünstigte jeden Wunsch des la Grange und ihrer Mamsel. Ja sie übernahm so gar das wichtige Amt einer Unterhändlerin, indem sie den beiden Liebenden alle mögliche Gelegenheit verschafte, sich alles zu sagen oder zu schreiben, was sie nur immer wollten. Und sie nahm dabei ihre Maaßregeln mit so viel Vorsicht und Klugheit, daß sie es wagte den jungen Menschen ohne alle Gefahr ins Haus hereinzulassen, wo er denn mit seiner geliebten Agathe Unterhaltungen hatte, über Gegenstände, die für sie und für jeden Geliebten, so bald sie sich in dem nemlichen Fall befinden, von der äussersten Wichtigkeit sind.

Auf dem Fuß standen die Sachen, als der irre Astrologe über die angebliche Figur des Dichters, dessen Nativität er bereits gestellt hatte, allerlei Bemerkungen anstellte, alles darin noch gehörig ordnete und gewisse dunkele und unbestimmte Stellen aufhellte und bestimmter ausdrükte, und am Ende, da er sich nun nicht weiter in seiner Vorausfagung trügen zu können befürchten durfte, sagte er zu seiner Tochter: daß er schlechterdings wolle, daß sie gerade diesen zum Mann nehmen sollte.

Der

Der Liebhaber la Grange erfuhr diesen schreklichen Urtheilsspruch bald nachdem er ausgesprochen worden, und das Triumvirat, nemlich er selbst, Agathe und Nicole, versammelte sich augenbliklich, um bei diesem schlimmen Handel einen Entschluß zu fassen, wodurch die Plane ihrer Feinde vereitelt würden. Nicole that den Vorschlag, daß Agathe ihrem Vater geradezu sagen müste, weil er mehr denn zwanzig sehr schikliche Parthien ausgeschlagen, sie doch auch wohl einmal die Freiheit haben könnte, wenigstens eine auszuschlagen; diese abschlägige Antwort würde das Projekt ihres Vaters wenigstens auf eine Zeitlang in die Länge schieben, dann wäre es noch immer Zeit, sich eine List zu erdenken, ihn zur Vernunft zurükzubringen und ihn völlig zu bestimmen, die Wünsche seiner Tochter zu billigen und von freien Stükken dazu seine Einwilligung zu geben.

Der einzige Umstand, der dabei gewaltig im Wege stand, war unstreitig der, daß der Dichter ein vermögender Mann war und daß la Grange nur ein sehr mässiges Vermögen hatte, wovon er unmöglich eine Frau ernähren konnte. Aber nachdem die alte Nicole alles genau hin und her überlegt hatte, erdachte sie sich eine List, davon sie sich nicht blos den

besten Erfolg versprach, sondern welche ihr auch in jedem Fall gelingen muste.

Die Alte sagte: weil einmal das ganze Unheil von der doppelten Narrheit des Astrologen und des Dichters herrührte, wüste sie bei der Sache nichts bessers in Vorschlag zu bringen, als daß man hier einen andern närrischen Streich auszuführen suchen müste. Agathe müste sich nemlich verrükt stellen und la Grange seinen Tod so wahrscheinlich machen, daß Kaprikorne auch keinen Augenblik zweifelte, daß er wirklich gestorben wäre. Für alles übrige sollte man sie allein sorgen lassen; weil sie gewis wüste, daß die angebliche Verrükheit der einen und der Tod des andern, zu ihrem beiderseitigen Glük ausschlagen würde.

Nach dieser genommenen Verabredung ward la Grange den andern Tag todtkrank. Legt sich zu Bette, giebt vor die heftigsten Schmerzen zu leiden, läßt den Astrologen zu sich kommen, und sagt ihm, weil er ein ganz uneingeschränktes Zutrauen zu seiner Kunst hätte, bäte er ihn, ihm die Nativität mit allen Formalitäten zu stellen, die dabei erforderlich sind, und ihm ohne alle Schmeichelei und Rükhalt das Resultat seiner Bemerkungen zu sagen, weil er so krank wäre, daß er ohne ein halbes Wunder wohl schwerlich wieder aufkommen möchte.

Kaprikorne machte die nöthigen Anstalten zu diesem Geschäft, er theilt die Häuser gehörig ein und findet alles so schlecht, überall sieht er nahe Gefahr, schnellen Tod, der nach allen Aspekten in einigen Tagen erfolgen muß. Mit zitternder Stimme kündigt er ihm nicht blos eine grosse bevorstehende Gefahr, sondern auch den nahen Tod in zwei Tagen an. Er erinnert ihn, weil nichts gewisser wäre als dies, seine Sachen bei Zeiten in Ordnung zu bringen und sein Testament zu machen.

La Grange erfüllt dies Prognostikon, als ein Schauspieler der zur bestimmten Zeit auf der Bühne stirbt. Er stirbt in dem nemlichen Augenblik, als der Prophet geweißagt hat, daß er sterben würde. Einem von seinen guten Freunden vertraut er dies Geheimniß, und giebt ihm die nöthigen Anschläge, welche Rolle er dabei spielen müste. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich schnell in der Stadt, und seinen Freunden und Bekannten wird der Todesfall gemeldet. Nach dreien Tagen ist das feierliche Begängniß, der Astrologe befindet sich auch unter den Leidtragen, er besprengt den Sarg des Verstorbenen — worin man ein grosses Scheid Holz gelegt hatte, daß die Träger den Betrug nicht merken sollten — gehet ins Trauerhaus zurük und läßt sich

die

die Trauermahlzeit recht gut schmekken. Den andern Tag macht er sich gros; daß seine Vorhersagung so pünktlich eingetroffen wäre, indem er Tag und Stunde bestimmt, und beides genau in Erfüllung gegangen wäre. Jezt fieng er an ordentlich Aufsehen zu machen, die ihn vorher für einen blossen elenden Charlatan hielten, sahen ihn mit ganz andern Augen an, ihr Unglaube verschwand und sie wurden von der Zeit an seine eifrigsten Anhänger.

Agathe fieng nun auch ihre Rolle zu spielen an, so bald man ihr den angeblichen Todesfall ihres Liebhabers gemeldet hatte. Ein ganzer Stoß von astrologischen Bemerkungen und Kopien von Nativitätenstellen, die dem alten Vater viel unnüzverschwendete Stunden gekostet hatten, nahm seine Tochter beim ersten Anfall des Wahnsinns und zerriß sie in Gegenwart ihres Vaters in kleine Stükken. Dann lief sie mit fliegendem Haar im Hause herum und erfüllte es mit dem fürchterlichsten Brüllen, daß die Nachbaren ein dreimaliges Echo davon hören konnten. Von Tage zu Tage nahm ihre Krankheit zu und am dritten zeigten sich alle Spuren des äussersten Grades von Wahnsinn, daß dem Vater dabei angst und bange wurde. So bald sie aber mit Nicolen und la Grange allein war, war sie das vernünftigste Frauenzimmer

mer wieder. Bis zum höchsten Grad der Ausschweifung trieb sie ihre angenommene Narrheit in Gegenwart ihres Vaters. So bald sie nur den Dichter an der Hausthüre erblikte, warf sie ihm einen grossen Krug an den Kopf, daß er sich schnell wieder fortmachte, um nicht noch grössere Beschimpfungen erfahren zu müssen.

Die ersten Behandlungen der Art hatten auf den Dichter einen weit grössern Einfluß, als die Gestirne nur immer auf ihn haben konnten. Sie gaben ihm reichen Stof zu seinen Gedichten, die dadurch ganz neue Wendungen erhielten; allein da täglich dieselbe Behandlung wiederholt und wenn er sich dem ungeachtet ins Haus wagte, er mit Stokschlägen noch überdies gewürzt wurde, fieng er an ganz kalt zu werden, seine poetische Ader erstarrete, er konnte kein Wort vorbringen, keinen Gedanken aufhaschen, keinen Reim finden, wenn er auch alle Reimregister nachgeschlagen hätte.

Der Astrologe und der Dichter waren schon seit geraumer Zeit mit einander eins geworden, und hatten darüber ein gerichtliches Instrument aufgenommen, worin sie sich wechselsweise versprachen, daß der erste ihm seine Tochter geben und der andere sie heirathen wollte, im Fall der eine oder der andere

Theil dies Versprechen nicht zu halten Lust habe, sollte er dem andern eine Summe von fünf hundert Louisdor als Vergütigung auszahlen. Zufolge dieser gegenseitigen Verabredung, drang der Astrologe darauf, daß der Dichter Bouffonet seine Tochter heirathen sollte, selbst in dem Zustande, worin sie sich befand, oder ihn die Summe auszuzahlen, worüber sie eins geworden wären. Der Dichter entschuldigte sich und stellte vor, daß er sie doch unmöglich in dieser Lage heirathen könnte, aber er wäre dazu willig, so bald sie wieder gesund wäre und ihren Verstand wieder bekommen hätte.

Indessen sahen sich die beiden Liebenden fast alle Tage, durch den treuen Beistand der guten Alten, welche ganz herrlich solche Maaßregeln zu nehmen wuste, daß sie nie entdekt wurde, oder daß nur irgend Jemand die geheimen Triebfedern merkte, die sie in Bewegung zu sezzen wuste. Mit Vergnügen bemerkte sie, daß nach und nach die ganze Sache doch noch eine solche Wendung nehmen würde, als sie wünschte, und daß dieser glükliche Ausgang blos das Werk ihres klug angelegten Plans wäre.

Der Dichter kannte einen Arzt, der sein Landsmann war und von der medicinischen Fakultät in Montpelier sich den Doktorhut hatte aufsezzen lassen.

Die:

Dieser Mann lebte jezt in Paris, weil er in dieser Stadt mehr zu verdienen hofte, als in seiner Vaterstadt. Um sich gleich in ein grosses Ansehen zu sezzen und eine gute Kundschaft zu verschaffen, hatte er öffentlich in den Zeitungen und Intelligenzblättern bekannt machen lassen, daß er ein unfehlbares und ganz sicheres Mittel wüste, die närrischste Frau klug zu machen. Der Dichter las diese Anzeige, und glaubte sicher, daß er durch seinen Landsmann Agathen würde helfen können, erbat sich vom Astrologen die Erlaubniß, ihn einmal mitbringen zu dürfen, und kam mit seinem Freund in einigen Tagen zu seinem künftigen Schwiegervater.

Die Kranke saß — als der Arzt mit dem Dichter ins Zimmer trat — auf einem Ruhestuhl, dem Anschein nach schlief sie fest und bekam häufige Convulsionen, in der Hand hielt sie ganz nachläßig einen grossen Knüppel. Der Arzt sezte sich neben ihr zur rechten und der Dichter zur linken und der Astrologe und Nicole blieben in einer kleinen Entfernung stehen. Im Grunde waren alle vier Zuschauer, Nicolen etwan ausgenommen, weit irrer, als die Person, die sie von ihrem angeblichen Wahnsinn befreien wollten.

Der Arzt fühlte Mamsel Agathe an den Puls, untersuchte und erforschte genau alle Simptomen

ihrer convulsivischen Bewegungen, besah ihren Urin, und nach diesem kurzen Vorspiel sagte er: er habe genau die convulsivischen Bewegungen beobachtet, sie müsten seiner Meinung nach, von gewissen Dünsten entstehen, die aus den innern Theilen der Eingeweide nach dem Gehirn gestiegen und sich dort vereinigt hätten, sie wären mit einer gewissen fetten Materie verbunden, wovon das Zwergfell angefüllt sei. Denn die öftern Pausen beim Pulsschlagen beweisen unwidersprechlich, daß das Blut irgendwo verstopft sei, in den Adern, die das Blut nach dem Herzen führen, und daß diese Stokkung die Oefnung und Zusammenziehung der Herzkammer gewissermassen hinderte. Und dann diese Schlafsucht, welche von den schlafmachenden Feuchtigkeiten herkommt, die aus der Verdükkung dieser Dünste entstehen, zeigt sicher an, daß sich eine narkotische Säure bereits mit der ganzen Masse des Bluts vermischt hat. Aus allen diesen Datis schloß der grundgelehrte Arzt, daß die Kranke wahnsinnig sein müste.

Ich wahnsinnig, sagte Agathe, indem sie wie aus einem tiefen Schlaf erwachte und in dem nemlichen Augenblik aufsprang und zur rechten und zur linken auf den Arzt und Dichter recht tapfer losschlug, mit einer so überraschenden Schnelligkeit, so

recht

recht derb zugezählt, daß beide von den ersten acht bis zehn Schlägen wie verblüffet waren, ehe es noch der Vater gewahr ward. Er wollte seinen Freunden zu Hülfe eilen, allein die alte Nicole hielt ihn zurük, mit dem Bedeuten, daß sie nie zugeben würde, daß ein Fehlschlag seiner Tochter auf die Schultern des Vaters falle.

Die Katastrophe dieser Szene, worin der gute Dichter sehr unglüklich die Hauptperson machte, und am Ende in die Flucht geschlagen ward, zwang ihm das fatale Geständniß ab, daß er sich gegen den Astrologen erklärte, er verlange seine Tochter nicht weiter zur Ehe. Herr Kaprikorne verlangte dagegen die fünf hundert Stük Louisd'or für den Abtritt; Nicole trieb ihn an, keinen Pfennig von der verabredeten Summe fahren zu lassen. Ein starker Wortwechsel machte die Nachbaren aufmerksam, ein Gerichtsdiener, der zufälliger Weise vorbei gieng, trat ins Haus, der Dichter ward gelassener, und von den Gerichten gezwungen, dem Astrologen fünf hundert Louisd'or auszuzahlen.

Nicole glaubte, daß jezt der schiklichste Zeitpunkt für sie sei, ihre lezte Rolle zu spielen. Es war noch nicht genug, daß sie es so weit gebracht hatte, daß der Dichter mit seinem zukünftigen Schwiegervater

zer-

zerfallen muste; ihr wichtigster Plan sollte erst ausgeführt werden, daß der Astrologe genöthigt ward, dem la Grange seine Tochter zur Ehe zu geben. Um ihrem Zwek näher zu kommen, wählte sie eine schikliche Gelegenheit sich mit ihrem Herrn von dem Unglük seiner Tochter zu unterhalten, und nach mancherlei Gesprächen, die ihn darauf vorbereiteten, wohin sie ihn gern haben wollte, sagte sie zu ihm:

Sie sehen aus dem allen, mein Herr, daß alle ihre Wissenschaft, alle ihre Gedanken und Vorstellungen auf gewisse Figuren, die die Zukunft andeuten sollen, gerichtet sind, und ein Mädchen verlangt etwas Reelles. Wenn ihre Tochter in den Zustand gerathen ist, worin Sie sie jezt sehen, so ist dies allein ihre Schuld, ihre Prophezeihungen und ihre Schlüsse und Folgerungen, nahmen dem guten Herrn la Grange das Leben und ihrer Namsel Tochter, der schönen Agathe, den Verstand. Beide liebten sich als zwei Turteltauben, die sich paaren wollen, Sie trennten sie durch ihre Härte. Er starb vor Schmerz und Liebe und ihre Tochter ward närrisch, ohne es einmal zu wissen, daß sie es ist.

Allein das gröste und schlimmste Unglük, das daraus entstanden ist, habe ich bis jezt verschwiegen. Sein Geist erscheint täglich in ihrer Schlafkammer,

und

und martert sie auf eine Art, die Sie selbst zum Mitleiden bewegen würde, wenn Sie sehen sollten, wie Mamsel Agathe bei den Anfällen ihrer Narrheit diesen Geist umarmt, und ihn für ihren noch lebenden Liebhaber hält; wenn Sie diesen Auftritt mit ansehen sollten, so würden Sie es zeitlebens bereuen, daß Sie in eine Heirath nicht gewilliget haben, die nicht anders als glüklich ausschlagen konnte, ihre Bücher, ihre Himmelskugeln, ihre Tabellen und ihre Berechnungen mochten davon sagen was sie wollten.

Wie! — sagte Herr Kapriforne — sollte es möglich sein, daß der Geist des la Grange meiner Tochter erscheint! wenn das ist, so muß ich ihn sehen, denn ich habe immer schon vor mein Leben gern einmal einen Geist sehen wollen, und ich wünschte, daß es ein solcher wäre, der mir mit Gewisheit sagen könnte, ob sich die Sonne oder die Erde herumdrehet.

Es gilt ihren Kopf — versezte Nicole — wenn der Geist sich rächen wollte, daß Sie ihm den Tod zugezogen haben; ich würde mich sehr betrüben, wenn ihre Neugierde Ihnen dies Unglük zuziehen sollte. Allein wollen Sie ihn schlechterdings sehen, so hören Sie, wie wir es machen wollen. Mein Onkel, der Pfarrer zu Demfront, ein guter ehrlicher Mann, hat mir eine gewisse Gebetformel gegeben, daß ich

mich vor den Geistern nicht fürchte; wir verstekken uns beide hinter den Tapeten, ich bleibe bei Ihnen, ich sage mein Gebet für Sie und für mich her und wir lassen uns nicht eher sehen, als bis es Zeit sein wird.

Du hast Recht — sagte der Astrologe — in der Schlafkammer meiner Tochter ist ja ein kleiner Winkel, wo wir uns beide verbergen können. Nachdem zwischen der Alten und Kaprikornen dies war verabredet worden, gab sie den Liebenden frühzeitig Nachricht davon, um die nöthigen Vorkehrungen zu diesem Schauspiel treffen zu können. Agathe legte sich zur gewöhnlichen Zeit ins Bette und ließ ein grosses Licht auf dem Tische brennen. Der Geist hielt sich indessen an einem dazu eingerichteten Ort verborgen, war mit einem grossen langen Kleide behangen, so wie man den Todten im Sarg mit giebt, der Astrologe und Nicole hatten auch schon ihr kleines Plätzchen hinter den Tapeten eingenommen. Die Schauspieler hatten nun alle ihre Rollen und nach Verlauf einer kurzen Zeit fieng sich das Stük an.

Kaum lag Agathe eine halbe Stunde im Bette, als der Geist aus seinem verborgenen Hinterhalt mit grossem Geräusch hervorkam, vors Bette hintrat, die Gardinen zurükschlug, und dreimal mit fürchterlich dumpfer Stimme rief: Agathe! Agathe! Agathe!

Man

Man verlange nicht von mir, die Angst, das Zittern und das Herzklopfen zu beschreiben, das der arme Kaprikorne bei dieser Szene ausstehen muste; er umarmte Nicolen, drängte sich dicht an sie heran, der Schweiß lief ihm von allen Seiten stromweise herab, und sein Athemholen ward durch Seufzen und Stöhnen beinah in jeder Minute unterbrochen.

Indessen murmelte Nicole einige unverständliche Worte. Agathe, die durch die Stimme des Geistes erwachte, sprang mit gleichen Füssen aus dem Bette heraus, und lief auf den Geist zu, ihn zu umarmen, sagte ihm so viele zärtliche Dinge vor, und ladete ihn ein, in ihrem Bette Plaz zu nehmen.

Allein der Geist nahm einen ernsten Ton an, stieß sie zurük, und sagte zu ihr mit einer fürchterlichen Stimme, die aus einer dumpfen Grabhöle zu erschallen schien: Rühre mich nicht an, dein Vater tödtete mich, ich werde ihn dafür bestrafen. Du kannst ihm melden, was ich dir jezt sagen will: Er allein kann mich wieder zum Leben bringen, denn meine Seele hat die Erlaubniß, sich mit meinem Körper wieder zu vereinigen, so bald er seine Einwilligung dazu giebt, daß ich dich heirathen kann; blos hierdurch kann er das Uebel wieder gut machen, das er mir zugefügt hat, deine Qualen aufheben, die

ich dir zufügen muß, seine eigenen von sich abwenden, die ich ihm zugedacht habe, so bald deine ihre Endschaft erreicht haben. Aber er ist ein Narr, der nicht Verstand genug hat, für seine eigene Sicherheit zu sorgen.

Bei jedem Wort, das der Geist aussprach, zitterte der arme Kapriforne an allen Gliedern, alle Schweislöcher öfneten sich, und Ströme von dieser Feuchtigkeit durchnezten ihn durch und durch. Seine Sprachorganen konnte er nicht brauchen, die Zunge schien ihm gelämt zu sein. Er empfand bei sich weiter kein Verlangen, sich nach der Bewegung der Erde zu erkundigen, er empfand ganz andere in seinem Herzen; nachdem er sich etwas wieder besonnen hatte, stieß er vertraut die Alte an, und sagte im weinenden Ton: was soll ich anfangen, meine arme Tochter, wiederhole dein Gebet, oder ich bin verloren; ich frage dich noch einmal, was soll ich machen? Eine schöne Frage, gab Nicole zur Antwort, stehen Sie auf, treten Sie hervor und sagen Sie ihm, daß Sie gegen seine Heirath nichts hätten, sondern darin gern willigten; weiter verlangt er ja nichts.

Ach! herzlich gern will ich in alles willigen — sagte Kapriforne — aber das Heraustreten ist eine andere Sache, dazu ich mich nicht verstehen kann.

Du

Du fürchtest dich einmal für keine Gespenster, gehe also hin, rede für mich mit dem Geist, und sage ihm alles, was du nur willst, ich gebe dir völlige Freiheit, es ist alles so gut, als wenn ich es selbst sage.

Nicole trat hervor, bat mit gebeugtem Knie den Geist um die Erlaubniß, sich ihm nähern zu dürfen, und zugleich um das Versprechen, daß, wann sie näher hinzuträte, er ihr nichts thun möchte. Der Geist bewilligte beides, und nun richtete sie ihre Gesandtschaft aus. Aber wieder Erwartung gab ihr der Geist eine abschlägige Antwort. — Er muß selbst kommen, oder im Augenblik — — Ach Herr Geist — sagte Nicole — thun Sie ihm aber ja nichts, und ich will ihn herbringen.

Darauf gieng sie hin und zog ihren Herrn aus dem Winkel hervor, der aber mehr todt als lebendig war. Er warf sich auch nieder auf seine Knie, und bat mit Zittern und Beben den Geist um Vergebung und sagte ihm, daß er alles thun wollte, was er nur von ihm verlange.

Dein blosses Wort ist nicht hinreichend — sagte der Geist — ich muß es schriftlich haben. Nicole, ziehe aus meinem Busen das Papier, das du da selbst finden wirst, daß er es unterschreibe. Nicole gehorchte, sie zog ein zusammengerolltes Papier her-

vor, das alle gerichtliche Erfordernisse an sich hatte, welches der arme Patient unterzeichnete.

Ein Theil der Bedingnisse ist erfüllt — sagte der Geist — allein ich kann nicht eher ins Leben zurükkommen, als bis Du mein Sterbekleid mir abgezogen und meinen Kadaver in das Bette deiner Tochter gelegt hast. Wenn ich alsdann ins Leben zurükgekommen bin, soll mein Hochzeitfest feierlich gehalten werden.

Kaprikorne und Nikole fingen jezt an diesen lebendigen Kadaver zu entkleiden und legten ihn ins Bette, allein es dauerte nicht lange, als er einen tiefen Seufzer holte und sagte: Ach! Dank dem Himmel, daß ich mich wieder lebendig auf diesem Planeten und bei meinem lieben Weibchen im Bette befinde, die ich so heftig liebe, daß ich darüber sterben muste; Ei, ei, da sind Sie ja auch, guten Abend Herr Kaprikorne, legen Sie sich immer schlafen. Ein Mann wie ich, der von einer langen Reise zurükkommt, hat Ruhe nöthig, Morgen wollen wir schon weiter von unsern Sachen sprechen.

Den andern Tag, nachdem sie sämtlich, wegen der ausserordentlichen Auftritte ausgeschlafen hatten,

trat

trat Agathe ins Schlafzimmer herein *), wekte ihren Liebhaber auf, Nicole nahm indessen aus dem Kofer seine Kleidungsstükke, und so bald er und Agathe angezogen waren, giengen sie beide herunter zum Vater, der sich am frühen Morgen schon damit beschäftigte, die Gestirne um Rath zu fragen, was es mit dieser wunderbaren Auferstehung für eine Bewandniß habe.

La Grange gab, nach dem Morgengruß, seinem Schwiegervater die Versicherung, daß er wirklich wieder lebendig sei, und versprach, das Vergangene ganz zu vergessen. Der Astrologe umarmte zärtlich seinen Schwiegersohn, und es wurde ein Tag festgesezt, an dem die Hochzeit gehalten werden sollte.

Des

*) Gewisser skrupulöser Leser wegen muß ich erinnern, daß sie sich ums Himmelswillen nicht vorstellen müssen, als wenn der Bräutigam mit seiner Braut die Nacht über in einem Bette gelegen hätte; so bald die Entkleidung vor sich gieng, verstekte sich die Braut unter dem Dekbette mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt, als er im Bette war, und ihr Vater das Zimmer verlassen hatte, stand sie in der Stille auf und gieng in ein Kabinet, wo bereits für sie ein Bette zu rechte gemacht war. Diese Folgerung bringt der Zusammenhang der Geschichte mit sich.

Des la Grange Tante, die wirklich geglaubt hatte, er sei gestorben, wollte von ihm das Geheimniß wissen, durch welches Wunder er sein Leben wieder erhalten hätte. Ohne viele Umstände erzählte er seiner Tante den ganzen Spaß und nahm sie mit zur Mamsel Agathe, um dies Frauenzimmer kennen zu lernen, um die man wohl einmal sterben könnte. Dies Mädchen gefiel ihr so gut, daß sie ein neues Testament zum Besten der jungen Eheleute machte, worin sie ihnen beiden den grösten Theil ihres Vermögens vermachte, und wünschte, daß sie in ihrem Hause wohnen möchten.

Weil der Herr Astrologe Kaprikorne den Tod des la Grange vorhergesagt, und grossen Ruhm aus der pünktlichen Erfüllung dieser Wissenschaft gezogen hatte, konnten ihn seine Freunde nie überreden, daß das Ganze eine angestellte Karte sei, sondern er behauptete immer fort in ganzem Ernst, das sein Schwiegersohn wirklich gestorben und auch wirklich wieder aufgelebt sei.

Fünfte Erzählung.

Arnold du Thil,

oder

Der Ehebrecher unter dem Schein Rechtens.

Eine wirklich geschehene Begebenheit aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Alle Erzählungen, die ich bis jezt meinen lieben Lesern und meinen schönen Leserinnen vorgelegt habe, sind am Ende gut, wenigstens komisch und nicht blutig abgelaufen. Mit der gegenwärtigen, muß ich eine Ausnahme machen, und will es lieber in Voraus sagen, daß das Ende sehr kläglich ist, ehe ich daran Schuld sein sollte, daß einer von unsern empfindsamen, oder was beinah eins sagen will, nervenschwachen Damen darüber in Ohnmacht fiele. Allein die Geschichte ist so sonderbar, daß ich sie unmöglich weglassen kann, wenn ich nicht den gewissen Dank der Damen entbehren will, die alle denken werden: mich hätte er doch nicht betrügen sollen. Beinah glaub' ich es selbst, daß ein ähnlicher Betrug in unserm aufgeklärten Zeitalter schwerer möchte auszuführen sein, daß man ihn wenigstens eher würde entdekken, als damals, wo Betrüger aller Art unter einer angenommenen Maske lange ungeahndet und ungestraft ihr Wesen treiben konnten.

Mar-

Martin Guerre ein junger Mensch von kaum zwölf Jahren heirathete ein Mädchen von neun bis zehn Jahren, Namens Bertrande von Rols, von Arregat in dem Kirchsprengel Rieux in Languedok. Wem diese Heirath zu früh und unwahrscheinlich scheinen mag, der kann die Akten dieses merkwürdigen nachher entstandenen Prozesses nachsehen, den der Parlamentsrath zu Toulouse, Johann von Coras, damals in einer besondern Schrift abdrukken ließ. Ich sage es noch einmal, alles ist der strengsten Wahrheit gemäß.

Neun bis zehn Jahr konnte der neue Ehemann mit seinem lieben Weibchen recht vergnügt gelebt, auch mit unter manches Ungemach und manche Sorge mit ihr getheilt haben, als er mit einemmal unsichtbar wurde. Kein Mensch wuste warum er fortgegangen war, keiner konnte die Ursache entdekken, noch weniger die Marschroute ausfindig machen, die er wahrscheinlich mochte genommen haben. Das junge Weibchen schrie und lermte, daß sie ihren muntern und raschen Mann so frühzeitig hatte verlieren müssen. Der einzige Sohn Sanchez heulte eben so arg als seine Mutter über den Verlust eines Vaters, den er sich nicht besser wünschen konnte. Kurz weder die Frau noch der Sohn konnten sich über die Abwesenheits-

oder Entfernung eines zärtlichen Ehemannes und Vaters zufrieden geben, und sie hätten der Betrübniß und dem Schmerz unterliegen müssen, wenn sie sich nicht den Fall möglich dachten, daß er doch vielleicht über kurz und lang wieder kommen würde.

Die wahre Ursache, warum Martin Guerre sein väterliches Haus, seinen Vater und seine Mutter, seine Frau und sein Kind ohngefähr in seinem zwanzigsten Jahr verließ, war wohl eigentlich, weil er seinem Vater etwas Korn vom Boden entwendet und heimlich verkauft hatte, und nun an die Folgen dachte, wenn der kleine Diebstahl entdekt würde; denn seines Vaters Hizze bei ähnlichen Fällen gieng sehr weit, und er hätte ihn leicht im Zorn einen Schlag geben können, der ihn entseelt auf den Boden hingestrekt hätte. Diese höchstwahrscheinliche, oder wenigstens eine ähnliche Züchtigung wollte er nicht erst erwarten, sondern er fand es weit rathsamer, das Freie zu suchen, und eine Lebensart zu wählen, die schon manchen Wicht durchgeschleppt hatte. Als ein junger Mensch, der ein empfehlendes Aeussere hatte, und der auch nicht so ganz ungeschikt war, war es so schwer nicht, als Bedienter oder als Soldat unter zu kommen. Er reiste zu Fuß nach Spanien, weil sich so gleich nicht eine Gelegenheit zu seinem Unterkom-

kommen finden wollte, und war am Ende seiner Reise so glüklich, bei dem Kardinal von Burgos und nachmals auch bei dessen Bruder in Dienste zu kommen. Diese Lebensart schien ihm aber doch zu stille und einförmig zu sein, er wählte daher lieber das Militär, wo er durch einige Auszeichnung sein Glük zu machen hofte und dann wollte er nach seinem Plan mit Ehre und Schäzzen beladen, seinem lieben Weibchen eine rechte heimliche Freude machen. Allein dieser Plan und die herrlichen Folgen desselben schlug unglüklicherweise fehl; denn in dem für die Franzosen überhaupt unglüklichen Treffen bei St. Quintin ward dem armen Schelm durch eine Falconetkugel der rechte Fuß abgeschossen, so daß er sich einen hölzernen muste machen lassen, der einigermassen die Stelle des verlornen vertreten könnte.

Ein gewisser Arnold du Thil, mit dem Zunamen Pansette aus Sargians, hatte mit Martin Guerre eine genaue Freund: und Brüderschaft errichtet, als sie beide unter den Truppen Kaiser Karl des fünften, worüber Karl Lamoral, Graf von Egmont *) den Ober:

*) Sohn Johann 4 von Egmont, Fürst von Garre, Herr von Purmerende, Ritter des goldenen Fliesses, Gouverneur von Flandern und Artois. Er wohnte der Belagerung von Metz 1552 und 1557 der Schlacht bei St.

Oberbefehl hatte, Kriegesdienste thaten. Ihre Freundschaft nahm von Tage zu Tage zu und der eheliche Martin Guerre, der nichts Böses argwöhnte, war so offenherzig, daß er diesem Thil seine ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählte. Bei einem solchen täglichen Umgang war er mit den Hauptbegebenheiten seiner Geschichte bald fertig und der listige Thil fragte ihn nun nach allen kleinen Nebenumständen, die der unbesorgte Guerre ihm auch nicht verschwieg. Er muste ihm eine genaue Beschreibung von seiner ganzen ziemlich weitläuftigen Freundschaft und und Verwandschaft machen, jedes einzelne Glied derselben genau charakterisiren, daß sie alle vor ihm dastanden, als wenn er völlig getroffene Gemählde von ihnen vor sich hätte. Noch eins, er muste ihm seinen Hoch-

St. Quintin bei und erwarb sich 1558 durch den Sieg über die Franzosen bei Gravelingen, einen grossen Ruhm, so wie er sich dadurch ebenfalls manche Neider zuzog, worunter sich auch der Herzog von Alba befand. Erst 1567 da der leztere nach den Niederlanden kam, äusserte er gegen den Grafen seinen Groll. Durch List sezte er ihn nebst dem Grafen Hoore ins Gefängnis und unter einem nichtigen Vorwande des Verbrechens der beleidigten Majestät, ließ er beide 1568 den 5ten Jun. enthaupten. Siehe Thalia herausgegeben von Schiller. Achtes Heft 1789 Seite 42. wo man ein ziemlich umständliches Leben dieses unglüklichen Grafen findet.

Hochzeittag ganz genau beschreiben. Jeden Gast, der auf derselben gewesen war, nach seinen innern und äussern Qualtitäten ihm vormalen, und es durfren so gar nicht die Kleider der Gäste und der Anzug des Ehepaars verschwiegen bleiben. Er verlangte von ihm ein vollständiges Inventarium von allen Geräthschaften und Mobilien seines Hauses. Ja, worüber man sich gewis wundern wird, die Dreustigkeit dieses verstellten Freundes gieng so weit, daß er sogar die äussern und verborgenen Schönheiten seiner Frau von ihm bei einem Glase doppelten Kümmel herauszubringen wuste. Kein Kriminalrichter kann unmöglich auf alle die Fragen fallen, die dieser Thil seinem Freunde vorlegte, und jedesmal richtige Antworten darauf bekam, um sich von seiner ganzen Lage völlig zu unterrichten. Thil bei seinem grossen Gedächtnis und einer lebhaften Einbildungskraft, gieng in Gedanken schon in allen Zimmern des Hauses herum, besah jedes Kleidungsstük seiner Frau, wuste jeden Ort wo es liegen muste, und war von der ganzen ökonomischen Einrichtung desselben so vollkommen unterrichtet, daß, wenn man ihn in der Nacht dahin versezt, er sich eben so gut würde haben finden können, als wenn es heller Tag gewesen wäre, oder wenn er schon über zehn Jahr darin gewohnt hätte.

Alle

Alle diese Requisita waren wirklich erforderlich, wenn ihm sein Plan gelingen sollte, und wenn er nicht bei seiner ersten Representation mit Schimpf und Schande wollte abgewiesen werden. Acht Jahre waren bereits verflossen, als Martin Guerre seine Frau Bertrande verlassen hatte, und in dieser langen Abwesenheit weder durch Briefe, noch durch Freunde und Bekannten noch durch andere Nachrichten etwas von sich hatte hören lassen. Der armen Frau wurde die Zeit nach gerade herrzlich lang, sie wollte ihn schon in allen öffentlichen Blättern öffentlich vorladen lassen, und im nicht Erscheinungsfall ihn für todt halten und dann — wieder heirathen, wenn sich ein guter Mann für sie fände, woran sie beinah nicht zweifeln durfte, weil eine Frau von ihrem Alter — sie war damals noch nicht volle dreißig Jahr — von ihrem Vermögen eben nicht lange auf einen Freier warten darf, wenn sie es sich merken läßt, daß sie das Heirathen nicht verschworen habe; als gerade an einem trüben Herbstnachmittag ganz unerwartet ein Mann ins Haus und in ihre Stube kömmt, sie um den Hals fällt und mit Wärme sagt: Habe ich dich endlich wieder, treues Weib! nach einer Abwesenheit von acht Jahren! nie werde ich zum zweitenmal eine solche Thorheit begehen, ein so gutes Weib zu ver-

lassen, ihr so vielen Kummer verursachen, mir selbst so viele Gefahren zuziehen, die ich aber doch endlich dem Himmel sei Dank! glüklich überstanden habe. Vergib, Beste, meine Uebereilung, wozu mich blos meine Jugend und meine Unbedachtsamkeit bringen konnte! Nur du schwebtest mir bei allen meinen Abentheuern stets vor Augen, nur an dich dachte ich, wenn ich in die Schlacht eilte, und nur darum den Tod nicht wünschte, um dich einmal wieder sehen zu können! Was machst du bestes Weib, lebst du noch gesund, und mein Sanchez lebt der auch noch! —

Kaum wuste die gute Frau, ob sie ihren Augen trauen sollte oder nicht. Sie bemerkte zwischen diesem Mann, der sich durch diese Anrede als ihren Ehemann ankündigte, ausserordentlich viel Aehnlichkeit mit ihrem Guerre. Im Taumel der Freude war der Gedanke, er möchte es vielleicht doch nicht sein, blos ein schnell verfliegender Gedanke, der eben so schnell den weit angenehmern Plaz machte: nun hast du ihn doch einmal den so lang erwünschten, so sehnlich erwateten, den für verloren gehaltenen, nun ist keine gerichtliche Citation, keine Ehescheidung, keine zweite Heirath nöthig. Alles dies durchkreuzte sich im Kopf der vergnügten, mißtrauischen und bestürzten Frau. — Erst nach einer langen Pause fragte sie: Bester

Mar:

Martin — sie wollte sich doch nicht den Schimpf anthun, daß sie auch nur das geringste Mißtrauen in seiner Behauptung sezte, daher sie alle ihre Zweifel untertrükte, hiezu kam noch die Freude, nun wieder im Besiz eines Mannes zu sein, der wirklich sehr liebenswürdig war, der durch die Kriegesstrapazen nicht schwächlich geworden, sondern dadurch ein martialisches Ansehen bekommen hatte — Bester Martin — sagte sie daher mit wahrer Theilnahme, wie freue ich mich, dich wieder den Meinigen nennen zu können! Wie vielen Kummer kostete mir deine Entweichung, wie viele schlaflose Nächte deine achtjährige Abwesenheit! Täglich schwebte dein Bild vor meinen Augen. Wenn ich zu einer ungewöhnlichen Stunde jemanden vor der Thür hörte, dann war dies mein erster Gedanke: Das ist er! Wenn in der Nacht mich das kleinste Geräusch aufwekte, so glaubte ich dich in der Nähe und mein Herz schlug vor Freude. Laß dich umarmen, mein bester Martin, es ist alles vergessen und vergeben.

Versöhnt waren also beide Eheleute, und die erste Nacht auf diesem frohen Tag vertrieb der Vertraute alle Zweifel und Bedenklichkeiten, die sie sich über die unerwartete Wiederkunft ihres Mannes machte. Den andern Tag stattete Herr du Thil bei

den vier Schwestern, dem Vetter und den sämtlichen Verwandten des Guerre seinen Besuch ab. Spielte da so unvergleichlich seine Rolle, daß ihn alle für ihren Bruder, ihren Vetter und Verwandten hielten, ohne daß nur einem einzigen von diesen Blutsfreunden einfiel, sich Zweifel und Bedenklichkeiten zu machen, da ein Betrug von der Art kaum für möglich gehalten wird. Wer durfte sich von allen diesen Freunden wohl unterstehen, seine Vermuthungen, daß hier ein Betrug könnte vorgegangen sein, bekannt zu machen, da die Frau, welche doch vor allen andern ihn am besten kennen muste, ihm erlaubt hatte, die erste Nacht bei ihr zu schlafen und ihm ein Recht verstattet, welches sie als eine rechtschaffene, ehrliche Frau blos allein ihrem Ehemann verstatten konnte. Man könnte sagen, es wäre von der Frau Uebereilung gewesen, weil er sie so schnell überrascht, und ihr keine Zeit gelassen hätte, sich zu besinnen. Es konnte Uebereilung sein, ich will den Fall sezzen, aber sie ward immer mehr durch so deutliche Beweise überzeugt, daß dieser Mann kein anderer sein könnte, als ihr Ehemann Martin Guerre. Musten nicht alle Zweifel, alles Mistrauen von selbst aufhören, so bald sie mit einem Manne sprach, der nicht blos in ihrem eigenen Hause so gut Bescheid

wuste, als sie selbst, der ihr so viele kleine Familienumstände erzählen und von ihrem ganzen Vermögen die genauste Rechnung ablegen konnte, sondern der so gar ihren Hochzeittag beschreiben konnte, wie nur von einem Augenzeuge zu erwarten war, und der ihr die fröhliche Brautnacht nach diesem vergnügten Tage auf die frappanteste Weise schildern konnte? Wer in aller Welt wuste dies besser, als ihr Ehemann? Kein einziger Fall ereignete sich, er mochte entweder mit seiner Frau, oder mit seinen Geschwistern, oder mit seinen übrigen Verwandten zusammen kommen, daß er nicht jede Frage richtig beantwortete und von allen Familiengeheimnissen ganz genau unterrichtet war. Wenn auch einer oder der andere sich über dies und jenes Zweifel gemacht hatte, so widerlegten sie sich jezt von selbst und von allen und jeden in der ganzen Stadt wurde Arnold du Thil für Martin Guerre, Ehemann der Bertrande von Rols gehalten. Selbst die alten Tanten, die jede Phisionomie sich recht ins Auge fassen und nur so selten in der Art hintergangen werden, dachten hier an keinen Betrug, vermuthlich weil ihnen ein ähnlicher Fall noch nie vorgekommen war.

Dieser blinde Glaube behagte Arnold du Thil sehr wohl; kaum hatte er sich die Ausführung seines

Plans

Plans so kinderleichte gedacht, denn im Fall Schwierigkeiten und Hindernisse eingetroffen wären, hatte er sich schon auf andere Betrügereien gerüstet, und im allerschlimmsten Fall stand eine schnelle Flucht mit in seinem Plan. Nun aber da er von seiner Frau geliebt, von seinen Verwandten geehrt und geschäzt ward, dachte er schon auf Projekte, wie er Martin Guerre, wenn dieser ja noch einmal nach Hause kommen sollte, aus der Familie stoßen und ihn zum Betrüger machen wollte.

Indessen behagte es dem du Thil, der nie recht viel gehabt und sich immer schlecht hatte behelfen müssen, daß er ohne viele Mühe und Anstrengung einen guten Tisch, eine hübsche junge Frau und ein artiges Vermögen erobert hatte. Mit dem leztern gieng er so um, als wenn es sein eigenes wäre. Sein Hang zum lustigen und liederlichen Leben, wozu er schon von Jugend auf geneigt gewesen war, gab ihm jezt die schönste Gelegenheit seine Lieblingsleidenschaft zu befrieden. Die Frau Bertrande von Rols hatte von ihrem Ehemann Martin Guerre so wohl zu Artegat, als in dessen Geburtsort Andaye, in der Grafschaft Basque ganz artige Güter, wovon eine Familie ganz bequem und anständig leben konnte. Allein du Thil wollte sehr gros und prächtig

tig leben, dazu die bloſſe Einnahme von den Gütern nicht reichte. Er wuſte aber auch hier Mittel zu zu ſeinem Zwek zu kommen, er verkaufte ein Gut nach dem andern, um ſeinen Hang zur Verſchwendung zu befriedigen.

Drei Jahr lebte Bertrande von Rols mit dem du Thil als ihren wirklichen Ehemann, hielt ihn für Martin Guerre, zeugte mit ihm Kinder, und würde vielleicht nie darauf gefallen ſein, daß ein Betrüger die Maſke ihres Ehemannes angenommen und ſie ſo gewaltig hintergangen habe, wenn die Verſchwendung des du Thil ihr und ihren Verwandten nicht die Augen geöfnet hätte. Von dieſer Leidenſchaft wuſte Martin Guerre nichts, und es war nicht wahrſcheinlich, daß er ſie nach einem achtjährigen Feldzug, wobei er die Hörner genug abgeſtoßen hatte, erſt angenommen habe. Vielmehr war von Jugend auf ſein Karakter eine gewiſſe Häuslichkeit, eine ſparſame Oekonomie, ein Trieb ein kleines Vermögen ſich zu erwerben, um ſeine Kinder erziehen und ausſtatten und ſelbſt in ſeinem Alter ruhig und gemächlich leben zu können. Dieſe ganz entgegengeſezte Aufführung des du Thil war der Bertrande ſo auffallend, daß ſie zuerſt Gelegenheit gab, Verdacht zu ſchöpfen. Sie theilte dieſe Vermuthungen ihren

Ver-

Verwandten mit, und jezt, da die Frau gerechte Ursach zu haben schien, ihren vermeintlichen Ehemann für einen Betrüger zu halten, wurden von Bekannten und Verwandten wahre und falsche Gründe aufgesucht, die Frau in ihren Muthmassungen zu bestärken, und sie zu einer gerichtlichen Klage gegen diesen falschen Ehemann zu bewegen.

Die Gerichte zu Rieux nahmen die Klage an, und nach genauer Untersuchung fand sich wirklich, daß der angebliche Martin Guerre kein anderer sein könnte, als ein gewisser du Thil. Er wurde daher verurtheilt, sein schweres Verbrechen Gott, dem Könige und ihr selbst abzubitten, im blossen Kopf, barfuß mit einer brennenden Fakkel in der Hand, und reumüthig zu bekennen, daß er die Bertrande von Rols schändlich hintergangen, unter dem Schein ihres wirklichen Ehemanns sie gemißbraucht habe, dafür er die härteste Ahndung und Strafe verdiene; auch sollte er ihr gewissermaßen zur Schadloshaltung 2000 Livres — etwas über 500 Rthl. — auszahlen.

Du Thil unterzog sich nicht so gutwillig der ihm angekündigten Sentenz, als anfangs die Richter glaubten. Er protestirte dagegen feierlich, daß vielleicht nie ein Mensch unter der Sonne so unschuldig

ohne

ohne alle Veranlassung zum grösten Verbrecher wäre gemacht worden. Kein Mensch hätte bei seiner Zurükkunft gezweifelt, daß er Martin Guerre, Ehemann der Bertrande Rols sei. Mit den liebvollsten und zärtlichsten Bewillkommungen und Umarmungen empfangen von seiner Frau, mit den grösten Freundschaftserweisungen von seinen Geschwistern und nächsten Verwandten aufgenommen, wäre es keinem von Freunden und Feinden eingefallen, nur einen Augenblik daran zu zweifeln, daß er Martin Guerre wäre. Aber meine gestrengen, hochgebiethenden Herren, — redete er seine Richter an — der Geiz ist die Wurzel alles Uebels und alles Unheils, das in der Welt geschiehet. Ich ward bei meiner Nachhausekunft von allen meinen Verwandten für Martin Guerre gehalten, und kein Mensch dachte daran, daß ich ein Betrüger sein könnte; aber so bald ich meinen Vetter, Peter Guerre, an Abtragung eines Kapitals von 7 bis 8000 Livres erinnerte, das er gern behalten hätte, war ich nicht weiter Martin Guerre, sondern ein Betrüger und Bösewicht. Zu diesem Komplott gesellten sich noch mehrere von meinen Verwandten, weil sie die Absicht hatten, dieses artige Summchen unter sich zu theilen. Es kostete ihnen auch wenig Mühe meine gutwillige und leichtgläubi-

ge Ehefrau Bertrande de Rols in ihre Verschwörung hineinzuziehn, weil ihr Projekt augenbliklich scheitern muste, so bald sie diese nicht gewonnen hatten. Nach einer sieben bis achtjährigen Abwesenheit, da ich theils im Kriege, theils zum Vergnügen in Spanien mich aufhielt, ändert man sich freilich etwas, allein meine Hauptzüge müssen von Jedem, der mich vorher gekannt hat, erkannt werden. Sie können sich, meine Herren, kaum den Fall möglich denken, daß eine Frau ihren Mann, der Sohn seinen Vater, Brüder und Schwestern ihren Bruder, der Freund seinen Freund gleich beim ersten Anblik erkennen, und dieser doch ein listiger Betrüger sein sollte. Sie hätten als billige und weise Richter eine dergleichen Klage gar nicht einmal annehmen sollen. Denn es war wohl jedem einleuchtend, daß blos der bitterste Haß, Durst nach der fürchterlichsten Rache meinem Vetter zu diesem schreklichen Komplott, zu dieser unerhörten Klage bewog. Peter Guerre ist der verruchteste Bösewicht, den man sich nur denken kann, den der Geiz dermassen besessen, daß er zu allen möglichen Verbrechen fähig ist. Ich, meine hochzuehrende Herren, habe dies leider an mir erfahren müssen. Weil mein Vetter und seine Schwiegersöhne die vorher genannte ansehnliche Summe Gel-

des gern behalten wollten, erdachten sie sich tausend Plane, mich zu Grunde zu richten. Man hatte den Anschlag auf mein Leben gemacht, man lauerte mir auf und wollte mich überfallen; aber Gott sei dank! Gott verhütete dies Unglük und ich blieb am Leben. Man begieng so gar Thätigkeiten an meiner Person, indem diese Rotte mich unversehens überfiel und in Gegenwart meiner Frau dermassen zerschlug, daß ich halb todt zur Erde niederfiel. Damals würde man mich sicher todt geschlagen haben, wenn meine Frau mir zur Liebe sich nicht auf mich geworfen, und alle die Streiche aufgefangen hätte, die mir zugedacht waren. Jezt dachte meine Frau noch an keinen Betrüger, ich war noch ihr lieber Martin und sie opferte sich selbst auf, um mich nur am Leben zu erhalten. Meine Gründe, meine Beweise, hochgebiethende Herren, werden einleuchtend genug sein, mich von einem Urtheil loszusprechen, das, ich mag nicht sagen ungerecht, doch gewis unbillig ist. Meiner Unschuld mir bewust, verlange ich die strengste Gerechtigkeit. Untersuchen Sie alles ganz genau, und Sie werden finden, daß alles Verläumdungen meiner Feinde sind, die sie blos ersonnen haben, mich zu Grunde zu richten und sich ein Vermögen zuzueignen, das mir von rechtswegen zukömmt. Und

was wollen Sie, meine Herren, ich soll ein Betrüger sein, der von allen Familienumständen eben so genau, oft besser unterrichtet ist, als meine nächsten Verwandten. Ich kann ihnen das Jahr, den Tag und die Stunde nennen, da ich mit meiner Frau getraut ward, ich kann den Priester, der die Kopulation verrichtete, die Namen aller Hochzeitgäste, die an meinem Ehrentage bei mir waren, Ihnen mit Namen nennen; ich weis mir noch zu erinnern, nach welcher Ordnung sie am Tisch saßen, welche Kleider sie an hatten, was damals gesprochen wurde. Ich kann mir die erste Hochzeitnacht so vorstellen, als wenn sie gestern gewesen wäre, ich wurde des Nachts um zwölf Uhr von Personen ans Hochzeitbette begleitet, die mir alle noch erinnerlich sind, deren Namen ich Ihnen nennen will, und die Sie darüber selbst befragen können, wenn sie noch alle am Leben sind. Ich will Ihnen die geheimsten Gespräche erzählen, die ich damals mit meiner Braut führte. Kann das auch ein Betrüger? Ich kann Ihnen ganz besondere Umstände sagen, die sich bei der Geburt meines erstgebornen Sohnes ereigneten. Kurz ich will doch wissen, ob ich bei solchen deutlichen Beweisen meiner Unschuld, noch ein Betrüger sein soll?

Die

Die Richter muſten bei ſo ſtarken Gründen vor der Hand ihre Sentenz zurüknehmen, und die Sache etwas genauer unterſuchen, ehe ſie aufs neue ihr Urtheil fällten. Du Thil, oder der vorgebliche Martin Guerre, kam nun ins Verhör, wurde nach allen Umſtänden genau befragt, die jedesmal protocollirt wurden, um ſie mit den Ausſagen der Bertrande de Rols zu vergleichen. Alle Ausſagen des du Thil ſtimmten mit den Ausſagen der Bertrande de Rols ganz genau überein. Bertrande de Rols geſtand vor Gericht, daß ſie acht bis neun Jahre mit ihrem Manne ſeines Unvermögens wegen ohne eheliche Beiwohnung gelebt und deshalb von ihren Verwandten wäre zugeredet worden, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen, es aber nicht gethan, und als er durch die Kraft verſchiedener Arzneimittel endlich ſeine Mannheit erhalten, ſie auch ſogleich von ihm mit dem jezt noch lebenden Sanchez ſchwanger geworden. Du Thil ward über dieſen Vorfall ebenfalls verhört, und ſeine Ausſage ſtimmte mit der Bertrande de Rols Ausſage ſo genau, daß die Richter ſich nicht genugſam darüber verwundern konnten.

Es wurden nun über dieſen merkwürdigen Vorfall bei den Gerichten du Pin, Sagias und Antegat

die

die Zeugen verhört. Von den hundert und funfzig Zeugen, die gerichtlich abgehöret wurden, waren ohngefehr dreißig bis vierzig, die den Beklagten wirklich für Martin Guerre hielten, indem sie versicherten, daß sie ihn von Jugend auf gekannt, und daß man ihn an gewissen Narben von jedem andern unterscheiden könnte. Andere hielten den Beklagten für Arnold du Thil, sonst Pansette genannt, sie beriefen sich ebenfalls darauf, daß sie ihn von Jugend auf gekannt hätten und mit ihm lange Zeit umgegangen wären. Ueber sechzig Zeugen unterstanden sich wegen der grossen Aehnlichkeit, die zwischen beiden herrschte, nichts gewisses zu bestimmen. Nachdem alle Zeugen abgehört, und die Akten noch einmal von den Richtern durchgegangen waren, fällten sie, ungeachtet die Sache nicht genau entschieden werden konnte, dennoch folgendes Urtheil: daß Arnold du Thil als ein schändlicher Betrüger sollte geköpft und darauf geviertheilt werden.

Du Thil protestirte, wie man sich leicht vorstellen kann, gegen dieses Urtheil, indem er fest dabei blieb, daß er nicht der du Thil, sondern Martin Guerre, folglich völlig unschuldig wäre. Er appellirte an das Parlement zu Toulouse mit einer weitläuftigen Vertheidigungsschrift, worin er seine Unschuld

schuld sonnenklar bewies. Das Parlament muste daher die ganze Untersuchung aufs neue vornehmen, beide Theile besonders vornehmen, die Zeugen verhören lassen und alle mögliche Vorsicht gebrauchen, um nicht auf irgend eine Art getäuscht zu werden. Peter Guerre muste sich in Person stellen und de Rols so wohl als du Thil wurden beide besonders über die wichtigsten Punkte befragt, wobei der leztere weit mehr Standhaftigkeit und Entschlossenheit bezeugte, als die erstere. Dies erregte bei den Richtern ein Zutrauen zu dem du Thil, wodurch er einen großen Vorsprung gewann. Es würde vielleicht jedem andern Richter bei diesem außerordentlichen Vorfall eben so gegangen sein. Allein bei dem allen, bei der höchsten Unwahrscheinlichkeit, daß irgend ein Mensch so dreust und verwegen sein könnte, sich für den Ehemann einer andern Frau auszugeben, bei der grösten Uebereinkunft beider gerichtlichen Aussagen, die in den kritischen Fällen jedesmal richtig zutraffen und in den kleinsten Umständen' übereinstimmten, konnten die Richter doch noch keine Sentenz fällen, indem die Zeugen in ihren Aussagen auch hier so verschieden waren, daß die Sache mehr verwirrt als aufgeklärt ward. Der dritte Theil der Zeugen sagte aus, daß der gegenwärtig Beklagte

wirk:

lich Martin Guerre sei, einige hielten ihn für Arnold du Thil, und noch andere konnten und wollten nichts entscheidendes darüber sagen, wegen der auffallenden Aehnlichkeit, welche beide in ihren Zügen hatten.

Allein hiezu kommen noch manche andere Umstände, wodurch die Sache nicht etwan besser aufgeklärt, sondern noch verwirrter gemacht wurde. Arnold du Thil hatte einen Vetter mütterlicher Seite, Namens Carban Barrau, dieser als der unverwerflichste Zeuge, sagte dem Beklagten so wohl vor den Gerichten zu Rieux, als auch hernach vor dem Parlament zu Toulouse gerade unter die Augen, daß er nicht Martin Guerre, sondern kein anderer als Arnold du Thil sei. Dieser sein Vetter fieng auch bitterlich zu weinen an, als er den Beklagten gefesselt vor Gericht stehen sah und alle Hofnung aufgab, daß man ihm das Leben retten würde. Alle Zeugen, die Martin Guerre ganz genau gekannt hatten und viele Jahre mit ihm umgegangen waren, sagten von ihm aus, er wäre etwas schwärzer von Gesicht, am Körper etwas magerer, von dünnern Beinen, etwas schief, von kurzem Hals, sein Kinn wäre etwas aufgeworfener und gespaltener, er habe kleinere Zähne, eine ziemlich grosse eingebogene Nase, eine Beule im Gesicht und über der rechten Seite der Augenbrau-

braunen eine Narbe; allein der Beklagte hatte nichts von diesen karakterischtischen Abzeichen, denn er war klein, etwas untersezt, sein ganzer Körperbau stark, er war weder schief, noch hatte eine eingebogene Nase, noch sonst im Gesicht eine Narbe. Der Schuster, der für Martin Guerre immer gearbeitet hatte, sagte aus: Martin habe zwölf Stiche gemessen, der Beklagte aber hätte nur neun. Martin konnte gut fechten, den Ballon schlagen; von beiden Leibesübungen verstand der Beklagte beinah nichts. Noch andere drei Zeugen sagten vor Gericht von dem du Thil sehr nachtheilige Dinge aus. Der Gastwirth zu Touges, Johann, ein Spanier, gestand, daß der Beklagte auf seiner Rükreise bei ihm eingekehrt sei und ihm insgeheim unter dem Siegel der Freundschaft und Verschwiegenheit entdekt habe, daß Martin Guerre kurz vor seinem Tode ihn zum Erben eingesezt, mit der Bitte, er möchte die ganze Sache verschwiegen halten, und bei seiner Frau seine Stelle vertreten, die ihn gewis für den Verstorbenen halten würde, wegen der großen Aehnlichkeit, die zwischen beiden sich befand. Einem andern Zeugen Valentin Rougie, gab du Thil ein Zeichen mit der Hand, er sollte schweigen, als er ihn so gleich erkannte und beim Namen nannte. Einem dritten Zeugen,

der Pelegrin de Liberos hieß, gab er ein ähnliches Zeichen zum Stillschweigen, schenkte ihm auch zwei Tücher, wovon er das eine seinem Bruder Johann du Thil geben sollte. Noch zwei andere Zeugen sagten aus, daß ein gewisser Soldat von Rochefort, der vor kurzem durch Artegat gegangen sei, sich nicht wenig verwundert, als er gesehen und gehört habe, daß genannter du Thil sich für Martin Guerre ausgebe, der doch in Flandern herumgehe, und der an seinem hölzernen Bein zu kenntlich sei, das er sich habe müssen machen lassen, nachdem ihm der eine Fuß sei abgeschossen worden, in dem Treffen, das in der Gegend von St. Quintin bei St. Laurent gehalten ward.

Diese Menge von unbescholtenen und unverdächtigen Zeugen machten des du Thil Sache sehr übel, hiezu kam aber noch ein summarischer Bericht der Richter zu Rieux, worin dargethan war, daß zwischen Sanchez, Martins Sohn, und dem Beklagten nicht die geringste Aehnlichkeit wäre. Martin Guerre war aus der Provinz Basque gebürtig, wo eine ganz besondere Sprache gesprochen wird, die von der französischen und gasconischen sehr verschieden ist, diese Sprache wuste er sehr fertig zu sprechen; du Thil wuste nur einige aufgefangene Wörter

davon,

davon, und weiter nichts. Auch dieser Umstand machte ihn sehr verdächtig. Zu allen diesen gerichtlichen mit Zeugen bestätigten Aussagen, daß der Beklagte nicht Martin Guerre, sondern höchst wahrscheinlich Arnold du Thil sein müste, kam auch noch hinzu, daß der leztere von Jugend auf als ein unmoralischer Mensch bekannt, der allen Lastern und Ausschweifungen im höchsten Grad ergeben gewesen und schon über manche Verbrechen und Bubenstükke ertappt worden.

Doch alle diese Beweisgründe, die beinah unumstößlich zu sein schienen, konnten die Richter und das Parlament doch noch nicht bestimmen, das über genannten du Thil gefällte Urtheil zu bestätigen; denn nun waren auf der andern Seite wieder dreißig bis vierzig Zeugen, welche gerichtlich aussagten, daß der Beklagte wirklich Martin Guerre sei. Und was konnten auch die Richter gegen das Zeugniß seiner vier Schwestern einwenden, die vor Gericht bekannten, daß sie ihn doch wohl am ersten von jedem Betrüger unterscheiden müsten, da sie ihn von Jugend auf gekannt und mit ihm umgegangen wären, mit ihm viele Jahre gegessen und getrunken hätten. Sie also müsten zuerst vor allen andern alle seine Eigenheiten, alle seine Ma-

nieren, alle seine Gewohnheiten kennen, und in diesem Fall der Wahrheit die Ehre geben, und könnten ihn für keinen andern, als für Martin Guerre ihren Bruder halten. Dessen beide Schwäger oder die Männer seiner beiden Schwestern bestätigten diese Aussage ebenfalls gerichtlich. Hiezu kamen noch andere Zeugen, die noch auf der Hochzeit des Martin Guerre gewesen waren und den Beklagten für den wirklichen Ehemann hielten und dies Geständniß vor Gericht bestätigten. Unter andern betheuerte dies eine gewisse Katharine Boere, welche den jungen Eheleuten um Mitternacht, das in der dortigen Gegend gewöhnliche Frühstük gebracht hatte. Solche Frauensleute geben bei dergleichen Gelegenheiten auf alles genau acht, die Phisionomie der Eheleute prägt sich ihnen so tief ein, daß sie sie nicht so leicht vergessen können. Allein diese Zeugen bekräftigten ihr Zeugniß sogar mit Gründen, die unwiderlegbar zu sein schienen. Martin Guerre ist vornemlich an zwei hervorstehenden Zähnen in der obersten Reihe kennbar, am Daumen seiner rechten Hand befindet sich ein tiefer Nagel, drei Warzen und eine am kleinen Finger und im linken Auge ein Blutstropfen. Alle diese Kennzeichen fand man am Beklagten. Zu Gunsten des Beklagten führten seine Freunde ebenfalls

falls an, daß Peter Guerre seine Frau und Schwiegersöhne sich verschworen hätten, den Gefangenen umzubringen, wenigstens alles beizutragen, seinen schnellen Untergang zu befördern; sie hätten sogar den Bürgermeister zu Bathe, Johann Loze zu bereden gesucht, er möchte einen Theil der Kosten und Peter Guerre wollte den andern Theil zum Prozeß hergeben, um es nur so weit zu bringen, daß der Beklagte hingerichtet würde, dazu hätte sich aber der Bürgermeister durchaus nicht verstehen wollen, sondern zur Antwort gegeben, lieber möchte er dies Geld zur Erhaltung seines Lebens anwenden. In Artagat gieng das Gerücht ganz allgemein, Peter Guerre und seine Schwiegersöhne hätten die ganze Klage ohne Einwilligung der de Rols angefangen, andere sagten so gar aus, Peter Guerre hätte sich öfters verlauten lassen, Martin Guerre sei wirklich sein Vetter. Andere Zeugen sagten zum Besten des Beklagten aus, er hätte bei seiner Zurükkunft aus dem Kriege alle seine Verwandten und die ganze Familie besucht, jeden so gleich erkannt, freundlich angeredet, und wenn einer oder der andere ihn nicht so gleich erkannt habe, hätte er sie auf gewisse alte Geschichten und Vorfälle aufmerksam gemacht.

„Könnt ihr euch nicht mehr erinnern — hätte er

als dann gesagt — daß wir vor zehn oder mehrern Jahren an dem und dem Ort, zu der und der Zeit beisammen waren, was wir da sprachen, was wir da thaten, in wessen Gegenwart alles dies geschah.“ — Mit der Bertrande de Rols unterredete er sich öfters von den geheimsten Sachen, die zwischen Eheleuten nur vorgehen können, und welche sicher keine andere, als blos diese wissen konnten. So sagte zum Beispiel der Beklagte bald nach seiner Zurükkunft zu der Bertrande de Rols, „sie möchte ihm die weiß taffetne Beinkleider, die bei seiner Abreise im Koffer liegen geblieben, holen.“ Die Beinkleider fanden sich auch wirklich an dem von ihm bestimmten Ort.

Zu diesen Beweisen, daß der Beklagte wirklich Martin Guerre sei, kam auch noch, die große Aehnlichkeit, die sich zwischen ihm und seinen Schwestern befand, denn in dem darüber aufgenommenen Protokolle heist es, daß kein Ei dem andern so ähnlich sein könnte. Selbst Bertrande de Rols, so aufgebracht sie auch über den Beklagten war, unterstand sich nicht es zu beschwören, daß der Beklagte nicht ihr Mann Martin Guerre sei, ob sie gleich sich vorher hatte verlauten lassen, daß sie selbst unter den

grö-

grösten Martern es beschwören wollte, daß der Beklagte nicht ihr Mann, sondern ein Betrüger sei. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß de Rols blos von den Feinden des Beklagten zu diesem Schritt ist beredet worden.

Ganze drei bis vier Jahr über, seitdem sie mit dem Beklagten gelebt, hat sie sich nie bei Jemanden beschwert, vielmehr hat sie die Parthie ihres Mannes genommen, wenn einer oder der andere sie zweifelhaft machte, ja so gar einmal gesagt, wenn es ihr Mann nicht wäre, könnte es kein anderer sein als der Teufel, der dessen Gestalt angenommen. Sie verbat sich in allem Ernst dergleichen Gewäsch, mit der Erinnerung, daß sie dem ersten die Augen auskrazzen würde, der ihr solch dummes Zeug vorsagte. Ihren vertrautesten Freunden und Freundinnen machte sie so gar mit dem geheimen Plan des Peter Guerre bekannt, wie dieser sie mit Gewalt zwingen wollte, ihren Mann anzuklagen, mit der ernstlichen Bedrohung, sie bei den Haaren zum Hause heraus zu werfen, wenn sie es nicht thun wollte.

Der Beklagte war nicht deshalb eingezogen worden, weil man ihn in Verdacht hatte, daß er nicht der wirkliche Ehemann der Bertrande de Rols wäre,

sondern auf Ansuchen des jungen Johann von Escornebeuf hatte ihn der Oberrichter von Toulouse arretiren lassen, und blos bei dieser Gelegenheit suchte Peter Guerre seinen angeblichen Vetter, den er selbst dafür hielt, in eine neue verdrießliche Sache zu ziehen, um ihn ganz zu Grunde zu richten. Der Oberrichter stellte den Beklagten wieder auf freien Fuß, er kam nach Artegat zurük, ward von der de Rols freundschaftlich aufgenommen und es ward der ganzen vorigen Streitigkeit mit keinem Wort erwähnt. Sie behandelte ihn ganz als ihren Ehemann, gab ihm ein weißes Hemde, wusch ihm die Füße und gieng mit ihm zu Bette.

Diese Freude war nur von sehr kurzer Dauer. Mit Anbruch des folgenden Tages trat Peter Guerre in Gesellschaft seiner Schwiegersöhne, die alle mit Waffen versehen waren, ins Haus, und nahmen ihn abermals in Verhaft, ohne daß irgend einer eine Vollmacht, oder einen Befehl zur Verhaftnehmung hätte vorzeigen können, wenn man darnach gefragt hätte, denn so etwas wurde erst gegen Abend desselben Tages aufgesezt und unterzeichnet, wie Peter Guerre nachgehends selbst gestanden hat.

Ge-

Geneigt war in jedem Fall das Parlament derjenigen Meinung beizutreten, wo der Beklagte nicht als Betrüger, sondern als der rechte Martin Guerre erschien; denn die Aussagen der Zeugen, von beiden Seiten, aus welchem Gesichtspunkt man auch die Sache betrachten will, waren so beschaffen, daß man zweifelhaft blieb, zu wessen Seite man sich schlagen sollte; allein billig war es immer, daß die Parlamentsmitglieder sich für den Beklagten erklärten. Denn das Zeugniß des Carbon Barrau, Vetter des Arnold du Thil, so einleuchtend es auch zu sein schien, war durch andere Beweise völlig entkräftet worden. Des Soldaten Aussage, da sie nicht gerichtlich geschehen, wollte auch nicht viel bedeuten. Daß Martin Guerre von dem Beklagten in Ansehung der Länge und Dikke etwas verschieden sei, ward in der Art beantwortet, daß auf einer so langen Reise in einem so jungen Alter allerdings eine Veränderung der Art möglich wäre. Daß der Beklagte so wenig Aehnlichkeit mit Sanchez, des Martin Guerre Sohn, hatte, konnte zu keinem Beweise eines Betrugs dienen, weil sehr oft zwischen Sohn und Vater nicht die geringste Aehnlichkeit anzutreffen ist. Daß Beklagter die Landessprache von Basque nicht sprach, war gar nicht weiter auffallend, so

bald

bald man wuste, daß Martin Guerre bereits im zwei-
ten Jahr sein Vaterland verlassen. Eben so wenig
traf dem Beklagten der Vorwurf, daß Arnold du
Thil von Jugend auf ein ausschweifendes Leben ge-
führt, denn es war ja nicht erweislich, daß der Be-
klagte Arnold du Thil sei, vielmehr hatte es alles An-
sehen, als wenn der Beklagte kein anderer, als der
wirkliche Ehemann Martin Guerre sei. Allein selbst
die Zeugen für den Beklagten waren nicht unumstöß-
liche Beweise seiner Unschuld, denn hier kann die
bekannte Regel: zwei bejahende Zeugen verdienen
mehr Glauben als tausend verneinende, nicht in
Ausübung gebracht werden. Denn so gar die Merk-
male und Narben, die sich an den Augen, der Stir-
ne, den Händen und Nägeln des Beklagten fanden,
und die an Martin Guerre ebenfalls waren bemerkt
worden, waren keine so ganz sichere Anzeigen, als
mancher vielleicht denken mag. Zum Theil beruhe-
ten sie blos auf der Aussage eines einzigen Zeugen,
zum Theil konnten die übrigen Merkmale sehr gut
an zwei verschiedenen Personen auf die nemliche Art
sich befinden, wie dergleichen Beispiele leicht anzu-
führen wären. So ward auch der starke Grund
der Unschuld des Beklagten, daß Peter Guerre und
dessen Schwiegersöhne die de Rols gezwungen, ihren

Ehe-

Ehemann zu verklagen, dadurch sehr geschwächt, daß alles dies auf blosse schwankende Gerüchte, die nicht bewiesen werden könnten, beruhe. Eben so wenig konnte man als hinlänglichen Beweis annehmen, daß der Beklagte gleich nach seiner Ankunft, alle Bekannte und Verwandte des Martin Guerre so gleich erkannte, sie an alle Vorfälle erinnerte, denn es war immer ein möglicher Fall, daß er unter der Hand von allen Dingen Nachricht eingezogen hatte, wie es sich hernach wirklich auswies, da die ganze Sache entdekt wurde. Die Aehnlichkeit der Schwestern des Martin mit dem Beklagten waren eben so wenig untrügliche Beweise der Unschuld des Gefangenen, da ich schon vorher erinnert habe, wie leicht Aehnlichkeit trügen kann, und wie leicht man einige Aehnlichkeiten zwischen zwei Dingen zu finden glaubt, wo andere nicht so etwas sehen können. Auch selbst der Grund, daß de Rols es nicht beschwören wollte, der Beklagte sei ein Betrüger, war nicht zureichend, ihn loszusprechen, da manche Leute in Ansehung des Eides so gewissenhaft sind, daß sie durch nichts zum Schwur gebracht werden können. Gerade auf die nämliche Art konnten die Gründe, daß de Rols drei Jahr lang sich nicht beklagt, ja selbst den Beklagten vertheidigt, daß er kein Betrüger sei, ihn sogar mit Geld und

andern

andern Nothwendigkeiten unterstüzte, als bereits die Klage angegangen war, widerlegt und umgeworfen worden.

Das Parlament befand sich unter solchen Umständen in keiner geringen Verlegenheit. Einige Mitglieder des Parlaments glaubten, es wäre sehr billig, daß, da die Sache nicht nach den Rechten entschieden werden könnte, weil die Gründe auf beiden Theilen so ziemlich gleich wären, man hier nach der höchsten Wahrscheinlichkeit, den Beklagten lossprechen müste, weil ein Verbrechen der Art bis jezt noch ohne Beispiel gewesen, doch könnte man dies Urtheil immer wieder zurüknehmen, wenn mehrere Gründe für die eine oder andere Parthei sich finden sollten. Andere Mitglieder wollten nach der Mehrheit der Zeugen den Spruch einrichten und da wäre der Beklagte verurtheilt worden. Vermuthlich wäre der Proceß noch länger verschoben, die Ausstellung des Urtheils konnte noch eine geraume Zeit dauren, wenn sich nicht eine ganz unerwartete Begebenheit ereignet hätte, die mit einemmal den Knoten des Stüks lößte, und die Richter des Parlaments aus der grösten Verlegenheit rettete, worin sie sich nur befinden konnten. Es erschien nemlich mit einemmal Martin Guerre, mit dem hölzernen Bein, so wie der Soldate ihn beschrieben.

ben. Ueberdrüßig des unruhigen Lebens trat er die weite Reise aus Spanien in sein Vaterland an, die ihm um so beschwerlicher werden muste, da eine Fußreise mit einem hölzernen Bein mit vielen Mühseligkeiten verbunden ist, worunter die die gröste ist, daß man sehr langsam vorwärts kömmt. Er freuete sich schon auf den feierlichen Empfang seines lieben Weibes und aller seiner Verwandten, als er sein Haus verschlossen fand und beim ersten Nachbar die Lage erfuhr, worin seine Frau und ihr angeblicher Mann verwikkelt wäre. So gleich sezte er eine Bittschrift an das Parlament zu Toulouse auf, worin er seine Schikfale umständlich erzählte und um die Erlaubnis bat, daß man ihn hören möchte. Das Partament bewilligte gern alles, weil es um desto eher das Ende dieses Processes erwarten konnte. Es wurde nun eine Verordnung bekannt gemacht, daß Martin Guerre in Gegenwart des angeblichen du Thil, des Peter Guerre, der Bertrande de Rols, ingleichen der Schwestern des gedachten Martin Guerre und anderer bereits abgehörter Zeugen verhört und ihre Aussagen mit einander verglichen werden sollten.

Martin Guerre erschien vor dem Parlament, aber er konnte die ihm vorgelegten Fragen nicht so genau

nau und pünktlich beantworten, als sie du Thil beantwortet hatte. So bald du Thil in den Parlamentssaal trat, um mit Martin Guerre zugleich verhört zu werden, waren die Augen aller Parlamentsräthe auf ihn gerichtet, um eine auffallende Bestürzung oder Erröthung zu bemerken, allein wie wunderten sie sich alle, als du Thil eine ganz ausserordentliche Hartnäkkigkeit bewies, die er vorher nie geäussert hatte. Er gab dem Martin Guerre den schönen Namen eines Landstreichers, eines verwegenen, niederträchtigen, nichtsnuzzigen Kerls und sagte in Gegenwart des Präsidenten und der Räthe, er wollte sich hängen lassen, wenn er nicht darthun könnte, daß der gegenwärtige der ärgste Betrüger sei, den man sich nur denken könne. Er erkundigte sich nach verschiedenen Dingen, die der Fremde wirklich nicht so gut beantworten konnte, als der Beklagte gethan hatte.

Die Richter kamen hiebei in eine neue Verlegenheit. Sie befragten jeden besonders über verschiedene Punkte, und sie erstaunten nicht wenig, als beide dieselben ganz richtig beantworten konnten. Man hielt den Beklagten für einen Zauberer, wofür man zu den damaligen Zeiten sehr viele hielt.

Das

Das Parlament muste jezt zu andern Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen, um hinter die Wahrheit zu kommen. Alle Verwandten des Martin Guerre und alle schon längst abgehörte Zeugen lies es vor sein Tribunal fordern. Martin Guerre erschien zuerst im Parlamentssaal, lange sah seine Schwestern den Fremden starr und unbeweglich an, endlich erkannte sie ihn, mit Thränen umarmte sie ihn und sagte laut: ja wahrhaftig dies ist mein Bruder Martin Guerre, ich seh jezt meinen Irthum ein, wos zu mich meine übrigen Schwestern, alle meine Verwandten und dieser ruchlose Bösewicht verleiteten und so listig darin einige Jahre lang erhalten konnten. Die andern Schwestern erkannten ihn ebenfalls, eben so die Zeugen, die vorher gegen ihn bekannt hatten.

Bertrande de Rols muste nun hereintreten. Im Augenblik erkannte sie ihren Mann. Seine unerwartete Gegenwart brachte sie aus aller Fassung, Thränen entflossen ihren Augen, zitternd fiel sie ihrem Mann in die Arme, bat ihn tausendmal um Verzeihung, weil sie blos doch den Fehler aus Unvorsichtigkeit, nicht mit Fleiß und Ueberlegung begangen habe. Alle Schuld schob sie auf Martins Schwestern, weil

diese

diese ihr die Versicherung gegeben hätten, dieser Betrüger sei wirklich ihr Ehemann. So bald sie aber den Betrug entdekt, hätte sie sich geschämt und würde sich selbst umgebracht haben, wenn Gott ihr nicht beigestanden hätte. Den Betrüger überließ sie den Händen der Obrigkeit und drung selbst darauf, daß nun die erste ihm zugedachte Strafe für ihn noch zu gering sei', und bat daher das Parlament, man möchte das erste Urtheil noch schärfen.

Martin Guerre war bei dieser langen Deklamation seiner Frau, die mit vieler Lebhaftigkeit sprach ganz unempfindlich. Bei Erblikkung seiner Schwestern hatte er Thränen vergossen, hier war er nicht blos kalt, sondern er blieb ernsthaft und that ordentlich bös. „Schweig mit deinen Klagen — sagte er — ich will und mag davon nichts hören. Du darfst nicht erst die Schuld auf meine Schwestern, noch auf meinen Vetter schieben. Eine Frau sollte doch wohl ihren Mann von allen übrigen Mannspersonen am allererstен unterscheiden können, als Väter, Mütter, Eltern, Schwestern oder Brüder ihre Kinder, Geschwister und Vettern. Kurz du darfst Niemanden anders das Unglük zuschreiben, das uns begegnet ist. Umsonst suchten die Richter die de Rols zu entschuldigen,

digen, umsonst den aufgebrachten Ehemann zu besänftigen. Dieser erste Auftritt war für ihn zu empfindlich und kränkend, als daß er nachgiebiger hätte sein sollen.

Der Proceß war auf die Art zu Ende, Martin Guerre ward von allen und jeden für den wirklichen Ehemann der Bertrande de Rols gehalten und das Parlament machte folgendes Urtheil in Absicht des angeklagten du Thil bekannt, das ich des besondern Vorfalls wegen ganz herfezzen will.

„Das Parlament zu Toulouse verwirft Kraft dieses die Appellation des Arnold du Thil, mit dem Beinamen Pansette, nebst dem Urtheil, von dem solche geschehen. Da nun der Betrug, die Arglist, die Annehmung eines falschen Namens und einer fremden Person, der Ehebruch, Raub, Frevel, Diebstal und andere aus erwähntem Rechtshandel sich ergebende Laster des gefangenen du Thil eine scharfe Ahndung und Genugthuung erfordern; so wird derselbe hiemit verurtheilt, vor der ganzen Gemeine zu Artegat die gebührende Strafe zu erdulden, und daselbst auf den Knien im Hemde, mit blossem Kopf und Füssen, mit einem Strik um den Hals und einer brennenden Wachsfakkel in der Hand, so wohl

Gott als den König und die Obrigkeit, ingleichen gedachte Eheleute Martin Guerre und de Rols, um Vergebung zu bitten. Hierauf soll er, du Thil, dem Scharfrichter überliefert, und von demselben durch alle Gassen und Kreuzwege von Artegat geführet werden. Zulezt soll er ihn mit dem Strik um den Hals für gedachten Martin Guerre Haus führen, wo er an einem zu dem Ende daselbst aufgerichteten Galgen gehangen und sein Körper sodann verbrannt werden soll. Aus gegründeten Ursachen hat das Palament die Güter des gedachten Arnold du Thil, nach Abzug der Gerichtskosten, der Tochter zuerkannt, die er mit vorgemeldeter Bertrande de Rols in dieser erdichteten Ehe, da er sich fälschlich für den Martin Guerre ausgegeben, und die de Rols solchergestalt hintergangen, erzeugt hat. Endlich werden auch Kraft dieses Martin Guerre, Bertrande de Rols, nebst gedachtem Martins Vetter, Peter Guerre, völlig frei und losgesprochen; so wie auch hiemit du Thil an gedachten Richter zu Rieux zurükgeschikt wird, um gegenwärtiges Urtheil gehörigermaßen, seinem völligen Inhalt nach, an ihm vollziehen zu lassen. So gerichtlich gegeben worden, den 12ten September 1560.

Arnold du Thil wurde zufolge dieses Urtheils aus dem Parlamentsgefängniß nach Artegat gebracht, wo die Sentenz an ihm vollzogen werden sollte. Der Richter zu Rieux verhörte ihn noch einmal, wo er sein ganzes niederträchtiges Projekt erzählte und aussagte, daß er vornemlich dadurch auf diesen Einfall gekommen, weil ihn einige für den Martin Guerre gehalten, wovon er den Dominicus Pujol und Peter Guillet, einen Gastwirth zu Mane nannte. Da nun genannte Personen die vertrautesten Freunde des Martin Guerre gewesen, und diese ihn nicht erkannt, habe er geglaubt, daß er auch wohl andere betrügen könnte. Die auffallenste Aehnlichkeit zwischen ihm und Martin Guerre, seine vertrauteste Freundschaft mit demselben, wodurch er so manche Geheimnisse herausbekommen, habe ihm den Betrug sehr erleichtert.

Unter dem Schein der Freundschaft und durch listige Fragen habe er nach und nach von gedachten Freunden des Martin Guerre, Pujol und Guillet so manche Familiengeheimnisse erfahren und sich die genaueste Kenntniß von der ganzen Verwandtschaft verschaft. Versehen mit so viel Materialien, daß Entdeckung des Betrugs beinah nicht möglich war, habe

er sich bei der Bertrande de Rols für ihren wirklichen Ehemann Martin Guerre ausgegeben, und sei von ihr als Ehemann aufgenommen worden. Er gestand, daß dies ein grosses Verbrechen wäre, aber die Beschuldigung, als wenn er ein Zauberer wäre, wälzte er von sich ab. Noch vor seiner Hinrichtung sezte er seine Tochter Bertrande als Erbin seines ganzen Vermögens ein, bestimmte für sie Vormünder und brachte alle seine Sachen in Ordnung. Vermöge des Urtheils wurde er vor dem Hause des Martin Guerre aufgehangen. Er gieng mit vieler Reue dem Tode entgegen und bezeugte viel Reue; sein Körper wurde vom Galgen abgenommen und verbrannt.

Sech-

Sechste Erzählung.

Der Unvermögende,

Wozu ein Jeder

sehr leicht ein Beispiel aus der Nachbar-

schaft nehmen kann.

An einem der schönsten Herbsttage des vergangenen Jahres, gieng eine Gesellschaft von fünf bis sechs Personen in einem öffentlichen Garten spazieren; sie unterhielt sich von mancherlei Gegenständen, wozu theils die Jahreszeit, theils die gegenwärtigen Zeitläufte, theils manche Familienverbindungen Veranlassung gaben. Mit einemmal machte einer aus der Gesellschaft die andern auf eine gewisse Mannsperson aufmerksam, die hinter ihnen mit stolzen Schritten einhergieng; die ganze Gesellschaft drehete sich auf diese Erinnerung um, und der junge Mann war es wirklich werth, daß man ihn ansah, denn es war, was man eigentlich sagen kann, eine schöne Mannsperson. Zu der Gesellschaft stieß gerade jezt ein Bekannter, der öfters eine Parthie mitmachte, und der bei der Gesellschaft vorzüglich deshalb angenehm war, weil er ein guter Gesellschafter, ein munterer, junger aufgewekter Mann war.

Ohne Komplimente, meine schöne Herren und Damen frage ich Sie — war des Neuangekommenen

nen Anrede — warum Sie sich nach einer Mannsperson mit so viel Interesse und Theilnahme umsehen, die sie wahrscheinlich nicht kennen?

Sollte man wohl glauben, — sagte einer aus der Gesellschaft, daß dieser Mann das wäre, was er doch wirklich ist? Ich muß gestehen, seine Miene, sein Ansehen, sein feuriger Blik, sein Wuchs und seine Stärke trügt gewaltig; ein solcher gewaltiger Betrug verdient eine exemplarische Strafe.

Wie! — versezte der erstere — dieser schönegepuzte Herr, mit der sanften Miene sollte ein Spizbube sein, der den Strang verdient hätte?

Er verdiente ihn um einer ganz andern Ursache — entgegnete jener — weil er ein junges Mädchen von unendlichen Verdiensten betrogen hat.

Wie das konnte er thun? — frägt der erstere — hat er ihr etwan die Ehe versprochen? Sein Wort nicht gehalten? — Ihr ein Kind gemacht?

Sie erweisen ihm viel zu viel Ehre — entgegnete der, welcher ihn genauer kannte — er würde es von Herzen wünschen, wenn dies geschehen wäre, wenn dies geschehen könnte. Seit einem halben Jahr hatte er eine schöne Frau, die ihn verloren hat, die aber

die:

diesen Verlust blos in ihrem Herzen betrauern kann. Diese Herren wissen etwas von seiner Geschichte — fuhr er fort — aber das, was sie davon wissen, wissen sie sehr unzusammenhängend; Sie werden mir daher erlauben, daß ich Ihnen die ganze Geschichte mit allen den Umständen erzähle, wodurch sie eine der interessantesten wird, die sich in unserm Jahrhundert zugetragen hat.

Dieser Mann heist A**, er ist aus einer der besten, reichsten und angesehensten Familien in H**. Man hielt ihn von Jugend auf für einen aufgeweckten, muntern und feurigen jungen Mann der sehr fühzeitig sich ein einnehmendes Wesen angewöhnte, wodurch er sich in jeder Gesellschaft beliebt machte und in seiner Geburtsstadt für den liebenswürdigsten Jüngling gehalten ward. Er ward sehr früh in die grosse Welt eingeführt und stellte seine Person vortreflich vor. Er war was man eigentlich sagen kann der Liebling der Damen, ein Adonis seines Zeitalters und manches Mädchen ward um seinetwillen vor Liebe krank, starb auch wohl eines elenden Todes.

Wie freueten sich die Mädchen nicht, wenn dieser angebethete treue Schäfer sie in die Komödie, auf

den

den Ball und die Pikniks führte. Ein Hochroth bedekte ihre Wangen, wenn sie Liebesbriefe von ihm erhielten, die soßüß, so zärtlich waren, daß sie nicht süsser nicht zärtlicher geschrieben werden können. Die meisten armen Kinder würden vor Eifersucht gestorben sein, wenn er eins von ihnen ganz besonders begünstigt hätte; zum Glük schien dieser zärtliche Schäfer in alle Mädchen und Weiber verliebt zu sein, ohne sich unter diesem grossen Korps eine besonders zur Schäferin gewählt zu haben.

Sein ganzes Betragen war gerade so, wie es Mädchen und Weiber wünschen, er besuchte viele Familiengesellschaften, gieng wenig mit Mannspersonen um, und man hörte nie, daß er irgend in einer Sache ausschweifte. Bei so vielen Vollkommenheiten, die sich in einer einzigen Person vereinigten, daß sich alle Koketten je eher je lieber ihn zum Liebhaber, alle Mütter zum Schwiegersohne, alle Mädchen zum Manne wünschten.

Gerade damals, als er sein Herz noch Keiner geschenkt hatte, und da er ohne alle Affektation die gleichgültigste Mannsperson zu sein schien, kamen zu einer gewissen Dame in H** Namens L** ver-

schiedene Verwandten aus B** zum Besuch, worunter sich auch ein junges Mädchen befand, die ausserordentlich stille war, welche ihre Eltern bei sich hatten. An dem nemlichen Tage ihrer Ankunft sprach man Nachmittags von den Vergnügungen der Stadt, von den Galanterien die hier gespielt würden und von dem Geist und Wiz aller Galans. Es konnte nicht fehlen, A** kam bei dieser Gelegenheit mit aufs Tapet, man machte von ihm das vortheilhafteste Gemählde, daß C** Mutter des Mädchens, wovon ich schon gesprochen habe, so sehr von ihm eingenommen ward, daß sie sich ihn zum Schwiegersohn wünschte, ohne daß sie ihn einmal gesehen hatte. Sie sagte ohne allen Rükhalt lächelnd, daß sie nun endlich einmal hier in H** die Parthie für ihre Tochter C** gefunden, wornach sie sich so lange vergebens bemühet hätte.

Ein Verwandter der Mutter, der mit von der Gesellschaft war, und der wizzig, beißend und unterhaltend zu sein sich dünkte und eben dadurch die Freiheit hatte, alles zu sagen, was er nur wollte, entgegnete der Madam C**: Sie riskiren aber, beste Cousine, daß Sie ihre Tochter unglüklich verheirathen. Nach dem Gemählde zu urtheilen, das von A** gemacht wird,

halte

halte ich ihn für sehr klug, ich möchte beinah sagen, für zu klug, daher ich auch nicht ohne Ursache besorge, daß meine Cousine ganz mit ihm zufrieden sein möchte.

Schweigen Sie, ich sage es Ihnen — versezte C** mit einem etwas beißenden Ton — Scherz und Spott hat so wie alles auch seine Zeit. Den andern Tag war die ganze B***sche Gesellschaft auf einem Ball. A** war mit dabei, wie man leicht denken kann, in einem Anzuge, der ihn ungemein gut kleidete, und den er darum an zu haben schien, um alle Herzen der Schönen zu bezaubern und sie die schöne C** hatte sich so gepuzt, als wenn dieser Tag ihr Verlöbnißfest sein sollte. Mit ihrem Tanzen erregte sie Neid und Aufsehen, weil man überhaupt in der Provinz alles bewundert, was aus der Königsstadt kömmt, es mag Mode, Tanz oder Spiel sein. A** bezaubert von dem Geist der Schöne, die hier alle Kräfte aufbot, um doppelt im Glanz zu erscheinen, ward von ihrem Körperbau, von ihren Talenten so eingenommen, daß er sich in seinem ganzen Leben zum erstenmal verliebte.

Der Gott der Liebe treibt mit uns armen Menschenkindern leider oft genug sein Spiel. Wer auch

noch

noch so gewapnet ist mit stälernen Panzern, daß er alle Pfeile zu verachten scheint, Cupidos Pfeile dringen durch die Fugen des stärksten Panzers durch, verwunden das Herz, oft zu einer Zeit, wenn man es am wenigsten denkt und in der grösten Sicherheit lebt.

Der junge Liebhaber fand einen Vorwand — und welcher Liebhaber sollte den nicht finden, ihr den andern Tag seine Aufwartung zu machen. Jezt fand er neue, vorher unbemerkte Reizze ihres schönen Verstandes, daß er heute sie noch weit verliebter verließ als gestern. Als er nach Hause gehen wollte, sagte er Madam L** etwas ganz sachte, welche es Madam C** so gleich als eine grosse Neuigkeit entdekte, die ihr gewis lieb sein würde. Madam C** freuete sich recht herzlich, daß diese Sache eine so gute Wendung nahm, noch weit schneller als sie anfangs geglaubt hatte. Sie bat ihre Verwandtin, vor der Hand die Sache noch geheim zu halten, damit sie nicht zu frühzeitig ins Publikum kommen möchte. Sie erkundigte sich auch gelegentlich nach den Vermögensumständen des jungen Mannes, die sie den eben so ansehnlich fand, als die andern Vorzüge, die sein Ansehen, sein ganzer Körperbau und sein Verstand ihm gaben.

Diese verschlagene Verwandtin brachte Mamsel C** in verschiedene Gesellschaften, so bald sie wuste, daß A** dabei sein würde. Um ihn noch verliebter zu machen — ein gewöhnlicher Kunstgrif, der selten den Zwek verfehlt — erlaubte sie ihm nicht, zu allen Zeiten, wenn er wollte mit seiner Schöne zu reden. Und wenn er das Geständniß seiner Liebe ihm entdekt, machte sie so viele Schwierigkeiten und Umstände, ließ ihm aber doch noch immer die Hofnung übrig, daß er endlich alle diese Schwierigkeiten überwinden und seinen Zwek erreichen würde.

Unter andern sagte sie ihm, daß Mamsel C** schon viele ansehnliche Parthien in Vorschlag gehabt hätte; allein ihr Vater hätte noch keinen wählen wollen, diese Zögerung würde sie gut zu benuzzen suchen. Seine Liebe wurde dadurch nur noch immer stärker, und der Wunsch stieg in ihm auf, sich mit ihr zu vermählen. Seine Liebe würde weit schwächer gewesen, und vielleicht nach und nach ganz erkaltet sein, wenn er gewust hätte, wie viel Mühe man sich gab, ihn in die Nezze hereinzuziehen, die man ihm so listig gelegt hatte.

Eben so wahr ist es, daß weder C** noch ihr Vater anfangs etwas von diesen Kabalen wusten; daß blos

Ma:

Madam L* und C** diese Intriguen für sich spielten, und nicht einmal Mamsel C** etwas davon sagten, weil sie befürchteten, sie möchte ihn etwan nicht mit der freundlichen Miene empfangen, so bald sie seine Absichten wüste. So wie aber die ganze Sache immer mehr und mehr in den Zug kam, entdekten sie sich dem Vater der Mamsel C**, welcher über diesen Heirathsvorschlag keine geringe Freude hatte. Auch A** entdekte sich seinem Vater und gestand ihm, welche leidenschaftliche Empfindungen er für Mamsel C** hätte, daß er ohne sie nicht leben zu können glaubte, und so manche andere Sachen, die Liebhaber ihren Eltern zu sagen pflegen, wenn sie ihre Absichten schnell erreichen wollen. Er bat ihn um seine Einwilligung, und gestand ihm dreust, wenn er sie ihm auch versagen würde, er ihn doch nicht hindern könnte, den Gegenstand seiner Liebe eben so inbrünstig zu lieben als jezt.

Allein diese weitläuftigen Deklamationen hätte der Sohn nicht nöthig gehabt. Der Vater liebte seinen Sohn zärtlich und gab ohne Umstände seine Einwilligung in die Heirath. Er erbot sich sogar in seinem Namen bei Mamsel C** den Freiwerber zu machen, wenn er von der gegenseitigen Liebe des

Mäd:

Mädchens und der Einwilligung ihrer Eltern nicht ganz überzeugt wäre.

A** lief so schnell als möglich zu Madam L**, erzählte ihr die ganze Unterredung, die er mit seinem Vater gehabt hatte und bat sie, sich für ihn durch ihr mächtiges Vorwort bei seinem Mädchen zu interessiren. Sie sagte ihm, die ganze Sache wäre so gut als ausgemacht; man habe einen sehr grossen Vorsprung, wenn man für einen so geistreichen und so wohlgemachten Mann spräche und zulezt gab sie ihm die Versicherung, daß, wenn sein Vater um Mamsel C** für ihn bäte, er gewis keine Fehlbitte thun würde. In jedem Fall sind Sie mir einige Verbindlichkeit schuldig — fuhr sie fort — denn ich habe von Ihnen so viel Guts gesagt, daß ich aufrichtig gestehen muß, daß ich nicht wenig zu dem geneigten Willen beigetragen zu haben glaube, den Sie gewis bemerkt haben müssen.

A** bedankte sich bei Madam L** für diese Gefälligkeit, umarmte sie freundschaftlich und empfohl sich, weil er auch Madam C** die Fortschritte seiner Liebschaft, die Einwilligung seines Vaters erzählen wollte. Ueber alles dies hatte sie eine unbeschreibli-

che

che Freude. Nachdem sie ihrem Gemahl alles umständlich erzählt hatte, machte sie auch ihre Tochter, Mamsel C* mit der ganzen Lage der Sache bekannter und befahl ihr von jezt an den Hrn. A* als ihren Liebhaber anzusehen, der bald ihr Gemahl werden würde. Mamsel C* wollte anfangs einige Einwendungen machen, allein mit der grösten Bestürzung bemerkte sie, daß die Sache bereits so weit gediehen, daß es beinah unmöglich wäre, diese Heirath zu hintertreiben. Einigen Kummer machte ihr nun freilich diese unerwartete schnelle Veränderung der Sache, weil sie in B* einen Liebhaber gelassen hatte, für den sie nicht wenig Neigung zu haben schien. Als eine verständige, blöde und gehorsame Tochter, suchte sie ihren Kummer zu unterdrükken und ließ sich weder bei ihren Eltern, noch bei ihrem neuen Liebhaber etwas merken.

Den andern Tag erschien bei ihr, ihr Liebhaber als Liebhaber. Er wuste die Gelegenheit zu treffen, daß er allein mit ihr sprach und nun deklamirte er ihr eine Liebeserklärung vor, die eben so galant, als geistreich war. Er gab ihr zugleich die Versicherung, daß er blos allein von ihr ihre Hand und ihr Herz verlange. Alle seine Komplimente waren ohne die

geringste Affektation, ganz natürlich, mit Achtung und Liebe verbunden, daß sie fast in diesem Augenblik den Liebhaber in B*. vergaß, der jezt nach sie seufzen konnte. Die Ueberraschung — versezte sie — worin ich mich jezt befinde, hindert mich, meinem Karakter und ihrer Liebe gemäß zu antworten, doch kann ich Ihnen schon so viel sagen, daß ich die Ehre, dieste mir erweisen, nicht zu verdienen glaube. Allein ich würde auch bereit sein, blindlings der Wahl meiner Eltern zu folgen, und mit Freuden gehorche ich ihre Befehle, da sie auf eine Person von ihren Verdiensten gefallen sind.

Diese Antwort war mit so viel Ueberlegung und Anständigkeit gesagt, daß der Liebhaber weit verliebter weggieng, als er gekommen war. Ehe er nach Hause gieng, sprach er mit Madam C** und ihrem Gemahl von seiner Liebe, von der günstigen Antwort seiner Geliebten. Man begegnete ihm mit vielen Beweisen von Zärtlichkeit, gegenseitiger Liebe und Zuneigung, daß er noch nie mit so völliger Zufriedenheit ein Haus verließ, wo er immer so gut aufgenommen ward. So wie er nach Hause kam, erzählte er seinem Vater, wie weit er schon sei, und daß es jezt hohe Zeit wäre, um Mamsel C*

für

für ihn anzuhalten. Der Vater that es den andern Tag.

Man empfieng ihn so, wie man einen Freiwerber empfangen muß, von dem man weis, daß er Freiwerber ist, daß man ihn als Freiwerber gern siehet; und bald nachher verbreitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht, daß Herr A** mit Mamsel C* Brautleute wären. Da bis jezt diese Verhandelung ganz insgeheim betrieben war, verwunderten sich die meisten ausserordentlich, die dabei interessirt waren, und denen die Verheirathung des Hr. A** nicht so ganz gleichgültig war. Die Mütter, welche sich bereits ganz sichere Rechnung auf ihn für ihre Töchter gemacht hatten, wollten beinah von Sinnen kommen. Die Mädchen, die ihn in der Stille liebten und seine Gegenliebe für gewis hielten, wollten närrisch werden. Und selbst die, welche dabei gar nicht interessirt waren, weil es ihnen gleichgültig sein muste, wen er nur immer heirathete, ärgerten sich darüber und wusten selbst nicht weshalb. Alle seine Freunde waren darüber verdrüßlich, denn so bald er verheirathet war, muste er sich in B* eine Bedienung kaufen, weil seine Frau es sich wohl schwerlich gefallen ließ, in der Provinz mit ihm zu leben. Die

ganze Stadt trauerte über den Verlust eines Mannes, woran sie ihre Freude, ihr Vergnügen hatte und der ihr so viel Ehre machte.

Alle Verwandte des Herrn A** traktirten um die Wette seine zukünftigen Schwiegereltern, die durch diese Verbindung auch zugleich ihre Verwandten wurden. Den ganzen Monat so lange sie sich noch in H* aufhielten, wurden wechselsseitige Festins angestellt, und die ganze Freundschaft divertirte sich auf den Bällen, in den Komödien und auf den Spaziergängen. Die ganze Zeit über war A** der schmachtende Liebhaber, er war der Liebhaber eines einzigen Mädchens, zum grösten Verdruß aller übrigen.

So lange alle diese Festins dauerten, so lange ihr neuer Liebhaber bei ihr war, dachte sie nicht an A—e — so hieß der Liebhaber, den sie in B* zurükgelassen hatte — allein als sie abreisen sollte, vornemlich da sie schon unterwegens war, dachte sie in allem Ernst an ihn; und als sie sich so vorstellte, wie sie ihn wiedersehen, wie sie ihn liebenswürdig finden würde, zweifelte sie keinen Augenblik, daß diese Liebe ihr manchen Kummer verursachen würde Tausend verschiedene Gedanken durchkreuzten sich unterwegens

in

in ihrem Köpfchen; diese Vorstellungen machten ihr manche unruhige Stunde, eine finstere melancholische Miene verbreitete sich unversehens über ihr so fröhliches Gesicht, und Niemand konnte die Ursache davon ergründen.

Die ganze Gesellschaft kam endlich glüklich und gesund in B* an, wo der zukünftige Schwiegersohn in des angeblichen Schwiegervaters Wohnung einlogirt ward. A—e machte seine Aufwartung gleich den andern Tag als ein alter Freund des Hauses und der ganzen Familie. Das Gerücht von der Verheirathung, oder vielmehr eigentlich wohl nur blos von der Versprechung der Mamsel C* war auch bis zu seinen Ohren erschollen; weil er aber die ganze Sache nur für ein bloßes Gerücht hielt, gieng er lieber selbst hin, um sich von der Wahrheit der Sache unterrichten zu lassen, die er eben so sehr fürchtete, so sehr er wünschte, daß es erdichtet sein möchte.

Der Vater der Mamsel C* ließ ihn nicht lange in der Ungewisheit; denn nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, erzählte er ihm ohne Umstände, welche wichtige Veränderung in H* mit seiner Familie vorgegangen sei. Dies geschah in Gegen-

genwart des Herrn A**. Er empfohl sich also dem Unbekannten, als er bald merkte, daß er der vertrauteste Freund des Hauses sei, und bat ihn, auch ihn schon jezt als Zweig der Familie zu halten. A—e schwieg zu dem allen und blieb so stumm, als eine Bildsäule, wohl hundertmal ward er bald blaß, bald roth, und sagte zu allen den Höflichkeiten kein Wort, als ein Mensch, der entweder äusserst furchtsam ist, oder der die Kunst zu leben nicht versteht. Er suchte aber doch den dummen Streich auf der Stelle wieder gut zu machen, indem er mit Recht befürchtete, man möchte ihn in Verdacht haben, daß ihm die Sache zu sehr interessire. Seine Unruhe und Bestürzung nahm sichtbar auf seinem Gesicht ab, und seine Stimme wurde nach und nach fester und vernemlicher, als Mamsel C* ins Zimmer hereinkam.

Bei dem Anblik dieses schönen Mädchens, ward er blutroth im Gesicht, Haß und Verachtung bemerkte man jezt so deutlich in seinem Blik, daß er sich genöthigt sah, einige Schritte zurükzutreten, und dann erst auf das junge Frauenzimmer loszugehen und sie wegen ihrer glüklichen Zurükkunft von ihrer Reise zu begrüßen. C* ward nicht wenig über diese ihr gar nicht unerwartete Zusammenkunft bewegt; so

wie

wie sie ihn nur an der Thüre bemerkte, schlug sie die Augen nieder, weil sie besorgte, man möchte die Veränderung auf ihrem Gesicht bemerken. Indem A—e ihr sein Kompliment machte, sagte er ganz sachte zu ihr: O! Mamsel! ich hole mir jezt selbst meine Todesbotschaft, und Sie sind Schuld daran. Darauf sezte er sich wieder auf seinen Plaz hin, unterstand sich nicht Mamsel C* anzusehen, aus Besorgnis, er möchte es ihr an den Augen ansehen, was in ihrer Seele vorgieng. Mamsel C* kostete es in der That nicht wenig Mühe, ihre Unruhe zu verbergen und sie konnte wahrhaftig nicht länger A—e Gegenwart aushalten, und muste einen schiklichen Vorwand gebrauchen, um die Gesellschaft verlassen zu können.

Bald nachher empfohl sich A—e, gieng nach Hause und überlegte da auf seinem einsamen Zimmer alles, was vorgefallen war, um die nöthigen Maasregeln und Gegenanstalten zu treffen, wenn er es für dienlich halten würde. Er legte sich sogleich aufs Bette, um keinem beschwerlich fallen zu dürfen, und verwünschte nach seiner Manier das ganze weibliche Geschlecht, weil seine Gebietherin ihm ungetreu geworden. Tausendmal veränderte er die Nacht über

sei:

seinen Entschluß; bald wollte er seinem Nebenbuhler das Lebenslicht ausblasen, bald blos an seine Geliebte Rache nehmen und dann wollte er sich wieder selbst entleiben, um seinem Elende mit einemmal ein Ende zu machen. Nach vielen Ueberlegungen, gefaßten Entschlüssen, die immer wieder verworfen wurden, behielt folgender, der vielleicht unter allen genommenen der klügste war, die Oberhand. Ich will mich verstellen — dachte er — da ich einmal sehe, daß die Sache schon so weit gediehen, der Lermen und der Spektakel den ich machen würde, würde mich nur auf immer aus dem väterlichen Hause meiner Geliebten verbannen, ohne meinen Zwek im Geringsten zu erreichen, die Heirath der C* zu hintertreiben und rükgängig zu machen. Ich sollte mich entschließen, sie nie wieder zu sehen! Sie nie wieder zu sehen, die ich so sehr liebe, und die ich jezt noch weit mehr liebe, da mir unübersteigliche Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, Gegenliebe zu erwarten. Meine Seele soll sich blos an ihrem Anblik weiden; ich will fortfahren, als Freund wie vordem, sie und ihre Eltern zu besuchen, und mich nichts von dem merken lassen, was in meinem Innern vorgegangen.

Bei diesem Selbstgespräch dachte A—e, daß C* auch noch nach ihrer Vermählung ihn lieben würde. Er bildete sich ein, daß sein Nebenbuhler Herr A** ihr Herz unmöglich in so kurzer Zeit hätte gewinnen können, daß sie blos aus Gehorsam gegen ihre Eltern sich mit ihm vermählte, und daß er in der That nicht so unglüklich wäre, als er sich anfangs vorgestellt. In dieser guten Hofnung besuchte er an seinen gewöhnlichen Tagen, als Freund vom Hause, Mamsel C*; und aus der vertrauten Unterredung mit seiner Freundin schloß er sehr bald, daß er sich nicht betrogen habe; es konnte sein, daß sie ihn entweder noch wirklich liebte, oder daß sie es nicht öffentlich wissen lassen wollte, daß sie ihn geliebt habe; kurz sie sagte ihm die zärtlichsten, empfindsamsten Dinge von der Welt. Sie gab ihm die Versicherung, daß sie sich blos aus Gehorsam vermähle, und ließ ihn glauben, daß sie ihn weit glüklicher machen würde, als ihren Bräutigam.

Er verließ sich auf die schmeichelhafte Versicherung seiner Geliebten, und glaubte sicher, daß er mehr geliebt würde, als sein Nebenbuhler; und er war jezt blos darauf bedacht vor der ganzen Familie das gute Verständniß geheim zu halten, worin er mit Mamsel

C* stand. Aber doch waren die Zubereitungen zu ihrer Vermählung ihm eben so verhaßt und niederschlagend, als wenn man welche zu seinem Tode gemacht hätte. Er sah sie bei weitem nicht mit der Ruhe an, als er sich anfangs vorstellte, und die Unruhe und der Kummer, die sie ihm verursachten, stand mit seinem Seelenzustande in demselben Verhältniß, a's C* von H* wieder nach B* kam.

Einige Tage vor der Hochzeit gab er vor, daß er nöthiger Geschäfte wegen über Land verreisen müste, natürlich um nicht bei dem Hochzeitsschmause zugegen sein zu dürfen, und er kam erst einige Tage nach den Feierlichkeiten wieder zurük. Er fand nicht, daß Madam C* nach ihrer Verheirathung ihrem Gemahl hätte geneigter sein sollen als vorher. Ja in der That ihre Liebe zu ihm hatte sich noch eher vermindert, als vermehrt. Allein sie handelte in manchen Stükken gegen ihren Liebhaber nach ihrer Verheirathung nicht klug genug. Sie gab ihm z. B. die Versicherung, daß sie ihn nie vergessen würde; aber gerade in dem nemlichen Augenblik, da sie so zärtlich, so liebvoll mit ihm sprach und da man ihre Liebe in ihren Augen lesen konnte, suchte sie ängstlich seine Gegenwart zu meiden. Dies war

wohl

wohl der stärkste Beweis, mehr als alle ihre Reden, daß sie ihn so zärtlich liebte, als er nur wünschen konnte. Von Seiten der Liebe würde er also wenig Hindernisse gefunden haben, wenn er nicht von Seiten der Tugend und Sittlichkeit sich noch manche Bedenklichkeiten hätte machen müssen.

So stand die Lage der Sache seit einem Jahr. Indessen fragten die Verwandtinnen und Freundinnen der Madam C* beinah alle Tage, ob sie nicht bald schwanger wäre; man fragte sie über diesen Punkt so oft und so ungestüm, daß sie zulezt ganz unwillig und dabei etwas aufgebracht allen ihren Freundinnen und Anverwandten folgenden Bescheid gab: Woraus soll ich dies schliessen? Seit meiner Verheirathung ist zwischen mir und meinem Mann nichts vorgefallen, daß so etwas zur Folge haben könnte. Sie schwieg, ward roth und schlug die Augen nieder. Niemand glaubte, daß sie dies absichtlich gesagt habe, sondern blos darum, sich von den ungestümen Fragern zu befreien, welche so höflich waren, sie alle Tage um die nemliche Sache zu fragen.

Eine von den Freundinnen, welche die so deutliche Erklärung der Madam C* mit angehört hatte,

war

war so freundschaftlich, ihrer Mutter sogleich Nachricht davon zu geben. Die Mutter nahm ihre Tochter ganz besonders; that an sie verschiedene Fragen, welche die meisten meiner Leser von selbst werden errathen können, woraus sie schloß, daß sie noch wohl Jungfer sein müste und jezt nun blos darauf bedacht war, den Fehler wieder gut zu machen, den sie durch eine gar zu schnelle Uebereilung bei der Verheirathung ihrer Tochter mit A** begangen hatte.

Das Gerücht seines Unvermögens verbreitete sich sehr bald im ganzen Hause, aus dem Hause in der ganzen Familie, aus der Familie in dem ganzen Viertel und aus dem Viertel in der ganzen Stadt. Die Klatschschwestern hatten den herrlichsten Stof, diese Geschichte, die nicht alle Tage geschieht, wenigstens nicht alle Tage laut bekannt wird, mit ihren Zusäzzen, Bemerkungen, Vermuthungen und Folgerungen ganz herrlich auszustaffiren. Die Kuplerinnen wurden vorsichtiger gemacht, nicht jede schöne Mannsperson für vollgültig zu halten und sie bei ihren Kunden zu rekommendiren, sondern mehr nach dem Grund zu fragen und stärkere Beweise, als ein paar gute Lenden und Waden und eine muntere Gesichtsfarbe zu fordern.

A—e

A—e hörte mit dem herzlichsten Vergnügen noch an dem nemlichen Tage auf dem Coffeehaus, das er täglich zu besuchen pflegte, dieses Histörchen. Erst hielt er es für blos erdichtet, nachgehends schloß er aber aus manchen Aeußerungen seiner Gebietherin, daß es wohl völlig richtig sein möchte. Jezt stellte er sich recht lebhaft in Gedanken vor, daß seine Gebietherin noch Jungfer, selbst nach einer halbjährigen Ehe wäre, und er konnte das Vergnügen, das er darüber empfand, nicht bergen, es gieng sehr bald in Ausgelassenheit über. Zugleich dachte er: du wirst geliebt, du kannst C** heirathen, ein so tugendhaftes Mädchen wirst du nie bekommen, denn weder ihre Liebe zu dir, noch das Unvermögen ihres Mannes konnte sie vermögen, den geringsten Schritt zu thun, der ihrer Ehre zuwider wäre. A—e sagte es sich wohl hundertmal selbst, daß er der glüklichste Sterbliche wäre, da C* ihn so hochschäzze, daß er ihr nie Vorwürfe machen würde, wenn er sie geheirathet habe, wenn nemlich die Heirath mit A** umgestoßen würde, welches nach aller Wahrscheinlichkeit geschehen muste. A—e mit sich selbst und mit seiner Gebietherin zu frieden, machte in dieser fröhligen Stimmung seines Herzens der leztern seine Aufwartung.

Er wollte mit ihr von dem Gerücht sprechen, daß in der ganzen Stadt herumgieng, um auf die Art das Gespräch auf ihren Gemahl zu leiten; allein sie kam ihm zuvor, und bat es sich als die gröste Gefälligkeit aus, kein Wort von dieser Sache mit ihr zu sprechen; dieser Zug verschafte dem Liebhaber neue Gelegenheit ihren grossen Verstand und ihre Tugend zu bewundern.

Indessen machten der Vater und die Mutter der Mamsel C* den Eltern des Herrn A** bekannt, daß sie bedauerten, daß die Ehe von ihrem Sohn mit ihrer Tochter nicht wirklich vollzogen wäre, und vielleicht nie vollzogen werden möchte; sie bäten daher vorläufig, daß sie in die Scheidung der Ehe ihre Einwilligung geben möchten, damit auf die Art die Trennung der Ehe desto schneller zu Stande kommen könnte.

A** wuste sehr gut, welche zweideutige Gerüchte von ihm in der Stadt herumgiengen; er glaubte es recht klug zu machen, wenn er der erste wäre, der diese Dinge, dessen er beschuldigt ward, unter das Publikum brächte, weil man, seiner Meinung nach, alsdenn die ganze Sache für Schäkerei halten würde, die man blos zum Spaß erdacht hätte.

Die Antwort der Eltern des Hrn. A** blieb aus; C* Eltern schrieben daher zum zweitenmal, daß sie vermutheten, weil sie keine Antwort erhielten, sie willigten in die Trennung der Ehe. A** Vater schikte alle Briefe zurük, welche er in dieser Sache von B* bekommen hatte. Der Ehemann ohne Kraft, der blos diesen leeren Titel führte, zog sich diese Sache wirklich zu Gemüth, welches man doch kaum denken sollte. Um die Ehescheidung zu verzögern, erdachte er sich eine List, welche ihm bald geglükt wäre, und wodurch viele Leute ungewis gemacht wurden.

Eine von den Kammerjungfern seiner Frau Gemahlin ward mit einemmal schwanger; jeder wuste dies, aber keiner konnte errathen von wem. A** allein wuste es, daß sein Kammerdiener Vater zum Kinde war; diesem Menschen war er herzlich gut, und er hätte ihn fortjagen müssen, wenn die Sache herauskam. Es sollte also ein Geheimniß bleiben. Er gieng daher hin zum Mädchen, bot ihr ein ansehnliches Stük Geld, daß sie vor Gericht gehen und ihn anklagen sollte, daß er ihr das Kind gemacht hätte. Dies schlaue Mädchen spielte ihre Rolle ganz vortreflich. Die ganze Stadt wuste nicht was sie von dieser

ser wunderlichen Klage denken sollte, daß ein Unvermögender einem Mädchen ein Kind machen sollte, der doch nicht einmal im Stande war, seiner Frau ehelich beizuwohnen. Nun gieng das Klatschen von neuem an, alle Weiber und Mädchen zerrissen sich beinah die Mäuler, wie dies ohne ein Hauptwunder wohl zugehen möchte. A—e war am meisten dabei interessirt; er zweifelte beinah keinen Augenblik, daß hinter der ganzen Sache ein Geheimniß verstekt wäre, das er schlechterdings heraus haben müste, es möchte kosten was es nur wollte. Er gieng zum Kammermädchen hin, die er recht gut kannte, in der Vorausseззung, daß, wenn sie aus Interesse gelogen hätte, er sie durch einen weit ansehnlichern Gewinn sehr leicht dahin bringen wollte, die Wahrheit zu gestehen. Er stellte sich gleich anfangs, als wenn er bereits von der ganzen Sache unterrichtet wäre; allein das Mädchen war viel zu klug, als daß es solchen leeren Vorspiegelungen blinden Glauben beimessen sollte. Darauf versprach der galante junge Herr ihr weit mehr, als ihr Herr ihr versprochen hatte, wenn sie die Wahrheit entdekken wollte. Anfänglich verwarf sie alle seine Versprechungen, weil sie besorgte daß, es ihr schlimm gehen möchte, wenn man erfahren würde, daß sie so dreust eine Unwahrheit behauptet habe. A—e

sezte

sezte in diesem Fall seine Ehre zum Pfande, und gab ihr zu verstehen, daß er mächtige Freunde hätte, um sie gegen alle Beleidigungen und Beschimpfungen zu beschüzzen, die man ihr zufügen könnte. Diese Gründe mit einer artigen Summe baaren Geldes, bestimmten sie sehr bald, sich zu ergeben.

Nun wuste das schlaue Mädchen die Sache sehr listig zu drehen, sie gab Herrn A—e einen Brief, den ihr Herr an sie geschrieben hatte; doch gab sie ihn blos allein unter der einzigen Bedingung, daß er sagen müste, er habe ihn gefunden. Hr. A* befahl in diesem Briefe dem Kammermädchen ihn ganz dreust anzuklagen, daß er ihr das Kind gemacht hätte, und er gab ihr darin die Versicherung, daß er sie reichlich beschenken wollte, wenn sie die Sache höchst wahrscheinlich machen könnte, er würde gewis nicht ermangeln ihr das zu geben, was er ihr versprochen hätte, und wohl gar noch mehr. Ich weis wohl, daß er die Unverschämtheit hatte, ihr diesen Brief abschreiben zu lassen; aber er konnte es nicht ändern ihn einmal dort zu lassen, als er nöthige Geschäfte hatte, und sie nicht zu Hause fand. Der Fehler war begangen, und er war ja nicht der erste Mann von Verstand, der nicht einen Fehler begehen sollte. Kurz es mag sein wie

es will, diesen Brief bekamen viele Leute zu lesen, und er war die einzige Ursache, daß A* ohne die geringste Weigerung seine Einwilligung in die Trennung der Ehe gab. Diese Geschichte ist erst seit acht Tagen vorgefallen und ich bin gewis, daß keiner alle Umstände so genau weis, als ich sie ihnen erzählt habe. Er schwieg, da er lange genug geredet hatte; und da es schon spät war, gieng ein jeder nach Hause, nachdem sie Mamsel C* mit Herrn A—e verheirathet hatten.

Siebente Erzählung.

Olimpia und Clearch

oder

die Feinsten werden oft hinter-gangen.

O. 3

Nein, Treuloser, ich mag nicht länger bei Dir in B* bleiben, ich kann Deine üble Behandlung nicht weiter ertragen, ich will zurük zu meinen Eltern, wo ich weit ruhiger und zufriedener leben kann, als hier bei einem Henker, wo ich mein Leben in Noth und Kummer zubringen muß — sagte Olimpia zu Clearchen ihren Herrn Gemahl mit sehr vieler Hizze.

Clearch antwortete mit einer angenommenen Leutseligkeit, die er annehmen konnte, wenn er nur wollte: Allein liebes Kind, schönster Engel, meine Geschäfte erlauben mir nicht dort hin zu reisen; das übrige, was Sie mir sagen, ist blos Ihr höflicher Spaß.

Liebschaften sind es, willst Du sagen — versezte sie mit lauter Stimme, dabei ihr die Augen im Kopf funkelten — die Dir eine solche Reise nicht erlauben; Du kannst Dich nicht entschließen Dein Schäzchen zu verlassen, woran Du mit Leib und Seele hängst.

Mö-

Mögen Sie doch immer davon denken, was Sie wollen, — entgegnete der Mann ganz frostig — aber ich bin nun einmal jezt nicht in der Verfassung, daß ich mich nach ihrer Laune richten, und reisen kann.

Du kannst deshalb nicht reisen, weil Du nicht willst — versezte die Frau — aber ich will reisen.

Das können Sie in Gottes Namen thun — antwortete der Mann noch weit kälter, als vorher.

Sie, die liebe Madam, fieng an zu toben und zu lermen, daß das Haus davon wiedertönte, und machte ihm den Kopf so warm mit Wiederkäuung so vieler unangenehmen längst vergessenen Vorfällen, daß der ehrliche Mann am Ende selbst in Hizze gerieth, so fest er sich auch vorgenommen hatte, bei seiner verstellten Kälte zu bleiben, wenn der Teufel selbst in seine Frau fahren sollte. Er machte nun einen Versuch, weit stärker zu schreien als sie, um sie dadurch zum Stillschweigen zu bringen; allein dieser Versuch schlug ihm unglüklicher Weise fehl, es war schlechterdings nicht möglich, sie zu überschreien, denn sie konnte immer weit stärker schreien als er. Dies gewaltig fürchterlich erschallende Geschrei brachte alle Nachbarn aus ihren Häusern auf die Straße, und

nach

nach der Gegend hin, wo das Geschrei herkam. Sie giengen ins Haus und Zimmer der Schreienden, weil sie ganz sicher glaubten, daß diese zärtlichen Eheleute sich bei der Kehle hätten, und im Begrif wären, sich einander zu erwürgen.

So bald Clearch die Nachbaren ins Zimmer hereintreten sah, schlich er sich in sein Kabinet, weil er nicht länger Lust hatte, sich zu zanken, nachdem er vorher einige Gründe zu seiner Vertheidigung angegeben. Olimpia machte es nicht so, sie schwazte zwei ganze Stunden zwei von ihren Nachbarinnen etwas vor, welche gerade Laune hatten, sie ruhig anzuhören. Sie machte eine weitläuftige Erzählung von ihrer Geschichte, welche darauf den andern Tag die ganze Stadt wuste. Folgendes habe ich davon erfahren:

Clearch, ein Edelmann, der eine sehr gute Person vorstellte, heirathete seine jezige Frau, blos seinen Eltern zu gefallen, ohne Liebe oder Abneigung für sie zu haben. Dieser Fall ereignet sich noch jezt bei sehr vielen Heirathen, und man glaubt gemeiniglich, daß die Liebe wohl noch hintennach kommen würde, ohne zu bedenken, daß auch wohl Abneigung an die Stelle der Liebe treten könnte. In den

ersten Jahren seines Ehestandes hatte er noch manche alte Liebschaften, welches Olimpia nicht verhindern konnte. Weil aber diese Galanterien von keiner Erheblichkeit waren, und er übrigens mit seiner Frau ganz vergnügt lebte, sah sie sich genöthigt dazu stille zu schweigen, ob sie gleich darüber höchst mißvergnügt war.

Vier Jahr war bereits Clearch verheirathet, als ihn ein Prozeß nöthigte, nach B* zu reisen. Seine Frau Gemahlin war darüber herzlich froh, weil sie glaubte, daß er durch diese Reise seine Inclinationen vergessen würde, die er in der Provinz hatte. Ob sie ihn gleich dem ungeachtet sehr zärtlich liebte, hätte sie doch nicht geglaubt, daß seine Abreise ihr so nahe gehen würde, als es wirklich geschah, da sie ihn abreisen sah.

So bald Clearch in B* angekommen war, betrieb er seine Geschäfte sehr emsig; weil sie ihn aber doch nicht stets beschäftigten, so weitläuftig und verwikkelt sie auch waren, machte er zum Zeitvertreib mit einer jungen Witwe Bekanntschaft, die er alle Abend zu besuchen pflegte, um mit ihr die Zeit zu verplaudern. Diese junge Frau hatte wirklich viel Verstand, ihr Umgang war höchst angenehm und

ihre

ihre Reizze waren von der Güte, daß sie das Herz eines jungen Mannes fesseln konnten; daher man sich nicht wundern darf, daß Herr Clearch sich in sie verliebte. Wenn er sie besuchte, machte er ihr hochachtungsvoll seine Aufwartung, sein Betragen war höchst anständig und zeigte seine ganze Unterwürfigkeit, seine Gespräche verriethen einen klugen und bedachtsamen Mann, daß es kein Wunder war, wenn sich die junge Wittwe ebenfalls in ihn verliebte.

Sehr bald merkte er, daß er nicht umsonst und unerhört liebte, sondern daß er ebenfalls geliebt ward; dies geschah gerade zu einer Zeit, da seine Geschäfte den besten Ausgang zu gewinnen schienen, und allem Anschein nach bald geendigt sein musten. Er wurde darüber ganz unruhig, und die Liebe murmelte ihm ins Ohr, gegen sein eigenes Interesse zu handeln; er begieng mit Fleiß Fehler, deren sich die Gegenparthie bediente, ihm Chikanen zu machen, wodurch er noch lange in B* aufgehalten werden konnte.

Er freute sich darüber herzlich, und erzählte seiner Gebietherin den ganzen Vorfall, welche ihn um desto mehr liebte.

Indessen wurde der armen Olimpia die Zeit sehr lang, da sie ihren Mann noch nicht zu sehen bekam; sie entschloß sich daher kurz, weil sie einmal sah, daß seine Geschäfte ihn lange in B* aufhalten könnten, an ihn den zärtlichsten Brief zu schreiben, daß es ihr nicht möglich wäre, länger ohne ihn zu leben, sie würde sich daher beim Abgang des Briefes zu ihrer Reise anschikken, und so lange bei ihm bleiben, bis seine Geschäfte geendigt wären.

Clearch zitterte bei Erbrechung des Schreibens und glaubte sich zu Tode zu ärgern, als er ihn gelesen hatte, er hätte gern gesehen, wenn seine Frau nie nach B* gekommen wäre; allein jezt war es nicht mehr zu ändern. Er glaubte, er dürfte seiner Gebietherin diese ihm unangenehme Nachricht nicht verhelen, weil sie doch einmal wuste, daß er verheirathet war, und sie ihn auf den Fuß liebte. — Celiane — so hieß die Witwe — betrübte sich über eine Nachricht, die ihr in jedem Fall unangenehm sein muste. Clearch war es unangenehm, daß sie sich darüber Kummer machte. Sie hielten nun zusammen Rath, was sie unter solchen Umständen machen sollten, und Folgendes war das Resultat ihrer Berathschlagungen:

Clea

Clearch soll seine Frau bei Celinen einmiethen, ohne daß er sich merken läßt, daß er auch nur die geringste Bekanntschaft mit ihr hat. Celiane soll sie gleich nach ihrer Ankunft als Nachbarin besuchen, ihr alle Freundschaft erweisen, alle Dienste anbieten, die jemand verlangt und nöthig hat, der als Fremder an einem Ort lebt. — So wie die Sache vorher projektirt war, ereignete sie sich wirklich. Olimpia kömmt an; ihr Mann empfängt sie auf das freundschaftlichste, wie man sich vorstellen kann; sieben bis acht Tage vergehen, ohne Celianen zu sehen, wenigstens nicht in ihrer Behausung; indessen hatte er aber noch andere Mittel und Wege sie zu sprechen, die aber für beide Theile nicht sonderlich bequem waren.

Nach Verlauf dieser Zeit macht Celiane als Nachbarin Olimpien einen Besuch; und die schlaue Frau spielte dabei ihre Rolle so vortreflich, daß sie das Herz der Frau gewann, wie sie schon längst ihres Mannes seines im Besiz hatte. Er der lose Vogel stellte sich, als wenn er die junge Witwe blos von Ansehen kenne. Nach einigen Tagen macht Olimpia einen Gegenbesuch; und da sie nicht blos sehr freundschaftlich empfangen, sondern sogar recht prächtig

trak-

traktirt ward, bat sie nach ihrer Zuhausekunft ihren Mann, daß er doch hingehen möchte, sich für alle die Gefälligkeiten zu bedanken, die man ihr erwiesen hätte. Er schlug es anfänglich ab, um besser sein geheimes Verständniß zu verbergen, und sagte Olimpien ganz kurz, daß er sich nicht gern in Weiberaffairen mischen möchte, und sie ihn daher diesmal von seiner Pflicht dispensiren möchte. Sie bat ihn inständig, herzte, küste und drükte ihn an sich, sie beschwur ihn, diese Pflicht doch nicht zu unterlassen, sondern hinzugehen. Endlich that er es auf vieles Bitten, und gab seiner Fraü die Versicherung, daß blos die Gefälligkeit, die er für sie hätte, ihn dazu bewege, diesen Besuch zu machen.

Als er wieder nach Hause kam, sprach er viel mit seiner Frau von den vortreflichen Eigenschaften der Madam Celiane; aber doch sprach er im Grunde von weiter nichts als von ihrer Höflichkeit, von ihrer Leutseligkeit und ihrem Verstande; denn er befürchtete, wenn er von ihren Reizzen etwas sagen würde, Olimpia leicht etwas von Liebe muthmaßen könnte; oder sie könnte wenigstens vermuthen, daß eine Frau von so vielen vortreflichen Reizzen und Eigenschaften, die immer für eine Schön-

heit

heit noch galt, die wenig ihres Gleichen hatte, leicht einem Mann von dem feurigen Temperament, das ihrer hatte, Liebe einflößen könnte.

Olimpia war noch nicht damit zufrieden, daß sie ihren Mann bewegt hatte, bei Celianen einen Besuch abzustatten; einige Zeit nachher zog sie ihn beinah mit Gewalt hin, in ihrer Gesellschaft zu diesem liebenswürdigen Weibchen zu gehen. Die Bekanntschaft ward immer genauer, endlich entstand zwischen beiden Frauen die zärtlichste Freundschaft, die zwischen zweien Frauenzimmern nur statt finden kann. Sie speisten alle drei zusammen den Abend bei Celianen und nach Tische wude zum Zeitvertreib ein Spielchen gemacht. Beide Theile befanden sich in der wonnevollesten Lage. Denn da der Wohlstand verbiethet, daß ein Mann in der Gesellschaft stets um seinem Weibe ist, mit ihr spricht und scherzt, sondern da es vielmehr Sitte ist, daß man ein ander Frauenzimmer bedienen muß, so erwies der galante Clearch seiner Celiane noch manche kleine Gefälligkeiten, die seine Frau Gemahlin ihm unmöglich übelnehmen konnte; sie nöthigte ihn vielmehr selbst dazu, erinnerte, daß er dies und dies thun müste, und der schlaue Mann stellte sich öfters

mit

mit Fleiß, als wenn er etwas vergessen habe. Dies Spiel dauerte eine ganze Weile, und beide Liebende lebten dabei ganz zufrieden, ohne sich im geringsten Zwang anthun zu dürfen oder in Verdacht zu gerathen.

Olimpia kannte keine beßre Freundin als Celiane; und da Frauenzimmer gewöhnlich sehr leicht mit einander vertraut werden, und keine Geheimnisse für einander bei sich behalten können — weil dies einmal ihrem Geschlecht angeboren zu sein scheint — eröfnete sie ebenfalls Celianen ihr ganzes Herz und ihre geheimsten Gedanken. Sie erzählte ihr, wie sie zu ihrem Mann gekommen, wobei die kleinsten Umstände nicht vergessen wurden, wenn es gleich nur erst blosse Muthmassungen waren, alle Liebschaften ihres Mannes und sie entdekte ihr, wie vielen Kummer es ihr mache, daß ihr Mann jezt noch immer in ihrer Vaterstadt ein Frauenzimmer unterhielte, Namens Clarine, an die er sogar noch von hieraus geschrieben hätte; wie sie dies aus ganz sichern Nachrichten wüste. Sie betrog sich wirklich nicht in Absicht der Briefe, die ihr Mann an dies Frauenzimmer geschrieben hatte; aber an Liebe von Seiten Clearchs war nicht mehr zu denken, und er schrieb

blos

blos noch an Clarinen, als an ein Frauenzimmer, für die er noch immer Freundschaft hegte, und mit der er als ehrlicher Mann gleichsam gebrochen hatte, weil er nicht länger auf den vertrauten Fuß mit ihr zu leben willens war.

Diese Zeitung war Celianen höchst unangenehm, weil sie unter den Umständen als sie ihr erzählt ward, für Wahrheit galt. Sie warf daher bei der nächsten Zusammenkunft Clearchen seine Liebe zu Clarinen vor, und machte ihm da eine weitläuftige Erzählung, als wenn sie die ganze Sache von seinen Landsleuten, die aus demselben Ort gebürtig waren, gehört hätte, damit er seine Frau nicht etwan in Verdacht des Ausplauderns haben möchte, weil sie durch den nemlichen Kanal noch manche andere Geschichtchen des Clearchs zu erfahren hofte.

So stand die ganze Lage der Sache, als Celiane eine neue Eroberung machte. Sie hatte einen Liebhaber in der Komödie kennen gelernt, oder er hatte sie vielmehr kennen gelernt, war ihr auf dem Fuß nachgegangen, und hatte auf die Art ihre Wohnung erfahren, und fand nachgehends Gelegenheit, mit ihr genau bekannt zu werden. Und zulezt wuste er

ein

ein Mittel ausfindig zu machen, sie auf ihrem Zimmer zu sprechen; doch geschah dies so ganz in der Stille, er wuste die Zeit so abzupassen, wo sie allein war, daß er verschiedene Mal bei ihr war, ohne Clearchen dort anzutreffen, der doch selten einen Tag überschlug, daß er die schöne Witwe nicht sprach; seiner Frau wegen konnte er wohl beständig bei ihr sein. Olimpia entdekte sehr bald, daß Celiane von diesem süßen Herrn geliebt ward; und weil sie besorgte, sie möchte den Liebenden nur hinderlich sein, war sie nicht mehr so oft auf ihrem Zimmer als sonst. Indessen brauchte sie dazu einen andern schiklichen Vorwand, ohne den rechten Grund zu sagen. Ihr Mann bemerkte dies bald, und erkundigte sich nach der Ursache; sie sagte sie ihm ohne Rükhalt. Die Bestürzung hierüber machte ihn beinah stumm und unbeweglich, aber er verbarg seine Verlegenheit vor den Augen seiner Olimpia so viel er nur konnte, welche sie auch zum Glük nicht bemerkte, weil sie nicht die geringste Veranlassung bis jezt hatte, von dem geheimen Verständniß ihres Mannes mit Celianen etwas zu muthmaßen.

Celianen wollte er von dieser Entdekkung nicht das geringste sagen, bis er sie selbst einmal mit dem

Galan

Galan würde überrascht haben. Da er hierauf absichtlich ausgieng, durfte er nicht lange auf eine Gelegenheit warten, seinen Zwek zu erreichen. So bald er nun gewis wuste, daß sich der junge Herr im Zimmer seiner Geliebten befände, gieng er sogleich nach und trat beinah zugleich mit dem Galan ins Zimmer bei Celianen. Er machte seine Verbeugung, und fieng an, sich mit ihr zu unterhalten, ohne Celianen etwas merken zu lassen; allein gewisse verstolene Blikke drükten ganz seinen Unwillen aus und gaben deutlich genug zu erkennen, daß er sich erklären würde, so bald der Galan fort wäre. Er gieng, weil er vielleicht so klug war, den Wink zu verstehen und so bald er mit ihr allein war, sagte er mit einem Ton und einer Miene, die so ganz den Eifersüchtigen und den beleidigten Liebhaber karakterisirte: Treulose! wer sollte das glauben — seine Augen rollten dabei im Kopf herum, sein Blik war wild und drohend — wer sollte das glauben, daß Sie mich verrathen, daß Sie mir untreu werden könnten, nach so vielen Versicherungen einer ewigen Liebe, einer unwandelbaren Treue.

Ich sollte Sie verrathen' — entgeanete sie standhaft und unerschrokken — Ihnen ungetreu

werden? Sie irren sich wahrhaftig, mein Herr, und ich habe das Zutrauen zu Ihrem Verstande, daß Sie mich selbst in diesem Augenblik für unschuldig halten, so bald Sie meine Gründe hören.

Unschuldig! — rief er halb wüthend — unschuldig!

Ja! unschuldig, mein Herr — fiel sie ihm ins Wort. — Ich sage nicht, daß der, den Sie eben haben herausgehen sehen, mich nicht lieben sollte, — fuhr sie fort — denn er hat es mir mehr als hundertmal gesagt, daß ich daran wohl nicht zweifeln kann; da ich aber seine Liebe nie erhört, kann er von mir das nicht sagen, was ich von ihm sage. Herzlich gern will ich Ihnen gestehen, um Ihnen nichts zu verhelen, daß er mich zu der und der Zeit zum erstenmal gesehen hat, daß er so und so oft zu mir gekommen ist, und daß ich ihm Sachen gesagt habe, die er gewis keinem Menschen wiedersagen wird. Nichts konnte ihn abhalten, bei allen diesen niedrigen Behandlungen, immer wieder zu kommen, und immer die nemlichen Vorwürfe von mir aufs neue zu hören. Ich habe ihn ganz kennen gelernt, daß man ihn zu der Klasse der ungestümen Liebhaber rechnen muß, die sich durch nichts abschrekken lassen, und die glauben, daß man sich für glüklich schäzzen müste,

müste, wenn solche Geschöpfchen, solche Dratpüpchen einen lieben. Hundertmal schwebte es mir auf den Lippen, Ihnen die ganze drolligte Geschichte zu erzählen; aber da ich merkte, daß der junge Herr etwas hizzig ist, und immer von hauen und stechen spricht, that ich es wirklich nicht, weil ich für Ihr Leben besorgt war; denn aus dem Spaß kann zuweilen, ehe man es sich versieht, Ernst werden. Ich zweifle deshalb nicht an Ihrer Geschiklichkeit und an ihrem Muth; aber man ist immer besorgt für den, den man liebt, so tapfer und geschikt er auch sein mag. Jezt wissen Sie alles — fuhr sie fort — weil ich selbst nicht mehr weis. Sie können mir befehlen, was Ihnen nur immer gefällig sein mag, das ich thun soll. Ich verspreche es Ihnen, mich ganz nach Ihren Befehlen zu richten, und nur Sie allein zu lieben. Nach einem so aufrichtigen Geständniß glaub' ich schwerlich, daß Sie Ursach haben, sich über mich zu beklagen; und sollten Sie es doch thun, so verdienten Sie wahrhaftig, daß ich Sie nicht weiter liebte.

Clearch hörte diesen langen Sermon der schönen Witwe mit der geziemensten Aufmerksamkeit an, und sagte darauf seufzend:

Ich will herzlich gern alles glauben, was Sie mir sagen, Sie mögen mich nun betriegen, oder mir die Wahrheit sagen. Sollte ich finden, daß ich doch wäre hintergangen worden, könnte mich dies zu einem Schritt verleiten, der mir vielleicht das Leben kosten möchte. So lange will ich das Beste von diesem Vorfall denken, und bitte Sie, zum Beweise meiner aufrichtigen Gesinnungen, um Vergebung.

Jezt fiel er auf seine Knie, umarmte die schöne Witwe in der demüthigsten und verliebtesten Stellung, als höchst unerwartet und zu der ungelegensten Zeit seine Frau Gemahlin ins Zimmer trat, Madam Celianen einen längst versprochenen Besuch abzustatten. Alle drei, einer so gut wie der andere, waren über diese unvermuthete Zusammenkunft nicht wenig erschrokken; aber Clearch war es doch am meisten. Er stellte sich zwar, als wenn er unversehens auf die Erde gefallen wäre, und sagte dies auch, da er aufstand; allein die Röthe, die man ganz sichtbar auf seinem Gesicht bemerkte, sagte zu deutlich das Gegentheil. Olimpia war bei diesem Auftritt so klug, daß sie sich nichts merken ließ und im geringsten nicht aus ihrer Fassung kam. Sie hielt es unter diesen Umständen für schiklicher, wenn sie sich stellte,

als

als wenn sie die List nicht merke, weil die beiden Liebenden alsdann noch dreuster werden, und sie noch mehr mit der Zeit von ihren Liebschaften entdekken würde. Sie hatte jezt doch den stärksten Verdacht, und die Hofnung noch größere und gewissere Anzeigen von der Untreue ihres Gemahls nach und nach zu bekommen, weil sie allem Anschein nach vermuthete, daß die Liebesunterhandlungen ganz in der Stille müsten vorgenommen sein, da sie bis jezt nicht die geringste Spur entdekt hätte. Dies war daher auf jedem Fall das Gescheidteste, was sie thun konnte, denn so bald man ganz sicher zu sein glaubt, giebt man nicht genau auf alle Handlungen und Reden Achtung, und kann sich selbst, ehe man es denkt, verrathen, oft durch Kleinigkeiten, die man nicht immer in seiner Gewalt hat.

Clearch erholte sich bald von seiner großen Bestürzung, so bald er merkte, daß seine Frau keinen Verdacht habe. Er nahm sich vor, von jezt an bessere Maasregeln zu nehmen, um nie auf eine ähnliche Art überfallen zu werden, wo es ihm vielleicht schwerer sein möchte, sich auf eine so gute Manier herauszureden. Aber so viel der Mann, der auf Liebschaften ausgehet, sich öfters vornimmt, ist es

ihm gemeiniglich schwer, sich vor den Augen einer eifersüchtigen Frau zu verbergen. Olimpia glaubte sicher, daß ihr Mann öfters von der schönen Witwe Liebesbriefe, als Antworten auf seine Billets doux würde erhalten haben, weil sie aus eigener Erfahrung wuste, daß Liebende das Schreiben nicht gut lassen können, wenn sie sich vornemlich an einem Ort aufhalten und nicht immer Gelegenheit haben, sich zu sprechen. In dieser Voraussezzung stand sie einmal des Nachts auf, als ihr Mann ganz fest schlief. Sie nahm die Schlüssel zu seinem Schreibpult aus seiner Hosentasche, schloß den Schrank auf, und stellte mit seinen Schriften und Briefschaften eine fiscalische Untersuchung an. Sie fand wirklich drei bis vier Briefe von Celianen. Sie brachte alles in den vorigen Stand, stekte die Schlüssel dahin, wo sie sie gefunden hatte, und legte sich zu ihrem Mann ins Bette.

Den andern Tag ließ sie ihren Mann ausgehen, ohne ihm ein Wort zu sagen, weil sie erst die Briefe mit Muße lesen wollte. Wirklich hatte sie auch Muße genug und volle Zeit auszurasen, denn er kam erst gegen Abend wieder in die Stadt und nach Hause. Sie hielt ihm die stärksten Beweise seiner

Un-

Untreue vor die Augen; fieng das fürchterlichste Lermen an, das je ein rasendes Weib gemacht hat, und drang mit so vieler Hizze darauf, augenbliklich nach Hause in ihr Vaterland zu reisen.

Dies war eben die Veranlassung des großen Lermens und des hizzigen Wortwechsels, womit ich diese Erzählung angefangen habe; wodurch nemlich alle Nachbaren und Nachbarinnen aufmerksam gemacht wurden, herbeiliefen, ins Zimmer der Lermenden und Schreienden traten, um sich nach der Ursache dieses seltsamen Auftritts zu erkundigen.

Ungeachtet des großen Geschreies, das Olimpia erhob, behielt Clearch als Mann und Herr vom Hause doch immer die Oberhand; doch unterstand er sich nicht, so viel Authorität er über seine Frau auch zu haben schien, so oft Celianen zu besuchen; er schämte sich gewissermaßen über sein unkeusches und ehebrecherisches Leben, weil durch die Abendszene sein Umgang mit der schönen Witwe im ganzen Viertel, wo er wohnte, laut bekannt war; jeder von den Nachbaren sah ihn nun recht bedenklich an, so bald er seine schöne Witwe besuchte.

So wie er sie immer weniger und seltener zu sehen bekam, verminderte sich auch nach und nach sei-

ne heftige Liebe. Einige Wochen nach diesem Vorfall erreichten seine Geschäfte ihre Endschaft, er reiste gleich darauf mit seiner Frau nach Hause, der er von dieser Zeit an nie wieder ungetreu ward.

Celianen ward es anfangs sauer, ihn zu vergessen. Allein es giebt wohl kein besseres Heilmittel für die Liebe, als die Liebe selbst, daher sie auch bald Gelegenheit hatte, einen andern zu lieben, von dem sie zärtlich geliebt ward; doch wollte sie diesen neuen Liebhaber schlechterdings keine Gunstbezeugungen verstatten, wenn er sich nicht entschlösse, sich mit ihr zu vermählen. Nachdem der feurige Liebhaber sechs Monat um das schöne Weib gebuhlt hatte, ohne seinen Zweck zu erreichen, blieb ihm weiter kein Mittel übrig, als durch priesterliche Einsegnung zu ihrem Besiz zu gelangen.

Achte Erzählung.

Dom Remond,

oder

die Begebenheiten einer Nacht.

Eine spanische Novelle.

ne heftige Liebe. Einige Wochen nach diesem Vorfall erreichten seine Geschäfte ihre Endschaft, er reiste gleich darauf mit seiner Frau nach Hause, der er von dieser Zeit an nie wieder ungetreu ward.

Celianen ward es anfangs sauer, ihn zu vergessen. Allein es giebt wohl kein besseres Heilmittel für die Liebe, als die Liebe selbst, daher sie auch bald Gelegenheit hatte, einen andern zu lieben, von dem sie zärtlich geliebt ward; doch wollte sie diesen neuen Liebhaber schlechterdings keine Gunstbezeugungen verstatten, wenn er sich nicht entschlösse, sich mit ihr zu vermählen. Nachdem der feurige Liebhaber sechs Monat um das schöne Weib gebuhlt hatte, ohne seinen Zweck zu erreichen, blieb ihm weiter kein Mittel übrig, als durch priesterliche Einsegnung zu ihrem Besiz zu gelangen.

Achte Erzählung.

Dom Remond,

oder

die Begebenheiten einer Nacht.

Eine spanische Novelle.

Ich weis sehr wohl, gnädiges Fräulein — sagte einmal Dom Remond in den Zimmern des Appartements der Königin von Spanien, zu einem wohlgebildeten Frauenzimmer, Namens Dona Eugenia — daß, ob wir gleich lange uns kennen und mit einander umgehen, ihre Liebe zu mir jezt nicht so ist, als vordem. Ich bin ein Galan bei der Nacht, indessen ein Anderer es bei Tage ist; und sollte ich eine Nacht einmal meine Schuldigkeit nicht beobachten, würde sicher ein anderer meine Stelle vertreten.

Wie können Sie so etwas glauben, was einer von meinen Feinden Ihnen vielleicht gesagt haben mag — versezte Dona Eugenia — nichtigen Verläumdungen Glauben beimessen, nachdem ich so viel für Sie gethan habe, nach so vielen sichern und unläugbaren Beweisen meiner Zärtlichkeit und Liebe, wovon ich Ihnen noch täglich neue Proben ablege, die so groß und von Wichtigkeit sind, daß, wenn sie öffentlich bekannt würden, ich gezwungen wäre in ein

Klo:

Kloster zu gehen, um da den Rest meines Lebens zuzubringen, wenn meine Eltern mich nicht nöthigten, ein Leben aufzuopfern, das ich um Ihrentwillen entehre.

Dom Remond war im Begrif, sich mit dem Fräulein wieder auszugleichen, als die Mutter der Dona Eugenia hinzutrat, und sich ins Gespräch mischte, die Vertheidigung ihrer liebenswürdigen Tochter übernahm und zwischen beiden Frieden stiftete. Der Liebhaber war aber mit dieser Rechtfertigung, die ihm etwas gezwungen zu sein schien, nicht so ganz zufrieden; er unterhielt sich noch eine ganze Weile mit der Mutter und der Tochter und nahm alsdann seinen Urlaub. Als er unten in den Schloßhof kam, begegnete ihm einer von seinen Freunden, der ihn mit vielen Umständen erzählte, wie er sichere Beweise in Händen hätte, daß Dona Eugenia ihm untreu wäre, er zeigte ihm darauf alle Briefe, die sie an einen Mann geschrieben, der sie nicht liebte und in den sie bis zum Närrischwerden verliebt war. Nach diesen einleuchtenden und überzeugenden Beweisen, konnte er beinah keinen Augenblik länger zweifeln, daß Dona Eugenia ihm untreu wäre; allein er tröstete sich darüber sehr bald, denn er hatte sich schon längst eine andere Gebietherin gewählt, so bald er der erstern Leichtsinn und Flatterhaftigkeit bemerk-

merkte, mit der er diesen Abend eine geheime Zusammenkunft verabredet hatte.

Indessen wollte er sich doch rächen und dieser Untreuen einen Streich spielen, an den sie eine Weile gedenken sollte. Als ihn sein Freund verlassen hatte, blieb er noch etwas auf dem Plaz stehen und gieng darauf mit starken Schritten im Schloßhof spazieren. Da es finster zu werden anfieng, bemerkte Niemand mehr seine Unruhe. Dom Carlos, der ganz sein Freund war, als man es nur sein kann, wenn man zusammen am Hofe lebt, und in keinem Stük mit einander koncurrirt, erkannte ihn, als er von Hofe nach Hause gehen wollte, redete ihn an, und unterhielt sich eine ganze Weile mit ihm von den Galanterien der Hofdamen. Er sprach sodann von der Dona Eugenia, deren Schönheit er im Ton eines Liebhabers erhob, und der er herzlich gern für eine Nacht zwei tausend Pistolen geben wollte.

Wenn Du sie mir geben willst — entgegnete Dom Remond lächelnd — verspreche ich dir, daß ich Dir noch heute Abend das Vergnügen verschaffen will, sie zu besizzen.

Dom Carlos nahm den Vorschlag an und versprach, noch vor Ausgang der Sache ihm die Zahlung in Wechseln zu leisten. Dom Remond war

mehr darum zu thun, sich auf eine eklatante Weise zu rächen, als die zweitausend Pistolen zu besizzen. Er nahm seinen Freund mit nach Hause, und instruirte ihn gehörig, wie er es anzufangen habe, sicher zum Zwek zu kommen. So bald er mit seinem Freunde auf seinem Zimmer war, schloß er die Thüre ab und verriegelte sie zur Vorsicht noch überdies; darauf händigte er ihm zwei Schlüssel ein, zu einem kleinen Kabinet der Dona Eugenia, erklärte ihm den Gebrauch dieser beiden Schlüssel, mit der Versicherung, daß er sicher das erlangen würde, was er zu besizzen wünsche, indem er vermittelst dieser Schlüssel bis zum Bette der Dona Eugenia gelangen könnte. Er bezeichnete ihm genau alle Eingänge, beschrieb ihm die Thüren, welche er mit diesen Schlüsseln öfnen müste, und gab ihm zwei Filzschue mit, damit ihn Niemand im Hause bemerkte. Zur Nachricht und Vorsicht gab er ihm die Regel kein Wort zu reden, weil er seine Stelle eigentlich vertreten sollte und dann auch, weil er sehr leicht von ihrer Mutter könnte gehört werden, welche in einem Nebenzimmer schliefe, dessen Thüre offen stünde. Dom Carlos bedankte sich schon im voraus für diesen großen Dienst, empfohl sich, und nahm sich fest vor, noch in dieser Nacht sein Glük zu versuchen.

Dom Remond dachte nun auch an seine verabredete geheime Zusammenkunft, welche aber weit gefahrvoller war, weil er sich einer Strikleiter bedienen muste, um in das Zimmer seiner neuen Gebietherin zu gelangen. Die Mitternachtsstunde, worin dergleichen geheime Conferenzen gehalten werden, war vorbei, und ein jeder suchte nun den geliebten Gegenstand auf, womit er sich den noch übrigen kurzen Rest der Nacht vergnügen wollte.

Dom Carlos brauchte keine weite Tour zu machen, er kam zuerst an die Wohnung seiner schönen Dona Eugenia. Seine Schlüssel öfneten ihm alle Zugänge und er bediente sich derselben nach der Anweisung seines Freundes und er befand sich früher und glüklicher als er glaubte, vor dem Bette seiner Göttin Dona Eugenia.

Sind Sie da, Dom Remond? — sagte sie zu ihm, als sie ihre Bettgardinen rascheln und ein kleines Geräusch im Zimmer hörte —

Dom Carles sprach kein Wort. Daher fragte sie ihn zum zweitenmal und etwas lauter als das erstemal. Abermals keine Antwort. Die Schöne sah sich auf die Art genöthigt, zum drittenmal ihn zu fragen ob er nicht Dom Remond wäre. Sie sprach dabei so laut, daß ihre Mutter über dem

Geräusch erwachte und schon einige Fußtritte zu hören glaubte.

Sie fragte ihre Tochter, was sie mit ihrem Dom Romond sagen wollte? Die Tochter antwortete, daß sie an Dom Remond nicht gedacht, noch weniger ihn genannt hätte, sie müste etwan im Schlaf gesprochen haben.

Du denkst nicht an Dom Remond — versezte die Mutter — und ich will wetten, daß Dom Remond hier bei Dir im Zimmer ist, denn ich höre Jemanden gehen. Darauf stand die Mutter selbst aus dem Bette auf, und gieng an das Bette ihrer Tochter hin, hörte auch noch stärker gehen und die Thüre zumachen.

Dom Carlos gieng nemlich wieder weg, so bald er die Mutter aufstehen hörte. Die gute alte Frau schimpfte gewaltig auf ihre Tochter, welche dabei blieb, daß sie träumen müste, so wie sie vielleicht von ihm geträumt hätte.

Ich träume nicht — entgegnete die Mutter — denn ich schlafe ja nicht; und ich weis ja recht gut, wo ich jezt bin, denn ich bin weder in meinem Bette, noch in meinem Zimmer.

Es soll ja aber doch Leute geben — versezte die Tochter — die aufstehen, sich anziehen und dabei im-

mer schlafen. Wie leicht wäre es möglich, daß Sie die nemliche Krankheit hätten, die so viele Menschen haben, die täglich das thun, was Sie jezt thun.

Ja mein Kind — war der guten alten Frau Antwort — die das thun, thun es gewis nicht in meinem Alter.

Indessen legte sie sich in der Stille in das Bette ihrer Tochter, und schlief mit ihr zusammen, machte auch sonst nicht das geringste Lermen, weil sie befürchtete, ihre Leute möchten etwan aufwachen. Sie wuste recht gut, daß man gewisse Dinge, welche Aergerniß geben können, geheim halten müsse, und in diesem Stük handelte sie als eine sehr kluge Frau.

Ihre Tochter konnte es ihr doch nicht aus dem Kopf bringen, daß der Remond nicht wirklich in ihrem Zimmer gewesen wäre, daß sie ihn bei seinem Namen genannt hätte, daß er darauf wieder fortgegangen und die Thüre verschlossen habe; allein die Mutter schwieg, weil sie erst den andern Tag ihr Möglichstes thun wollte, die eigentliche Wahrheit aus dem Munde ihrer Tochter zu hören.

Keine von diesen beiden Frauensleuten schlief; denn Dona Eugenia befürchtete, sie möchte von ihrer Mutter übel begegnet werden, sie möchte ihr

die Wahrheit entdekken oder nicht; und ihre Mutter konnte kaum den fürchterlichen Gedanken ertragen, daß ihre Tochter ihre ganze Familie entehrt oder wenigstens den Entwurf dazu gemacht habe.

Erst bei Anbruch des Tages überfiel beiden ein kleiner Schlummer, daher standen sie sehr spät auf, weil sie vor langer Unruhe die Nacht durch nicht hatten schlafen können. Als sie mit ihrem Anzuge beschäftigt waren, hinterbrachte man ihnen die Neuigkeit, daß Dom Remond sich mit Dona Elvire vermählen würde, oder vielmehr, daß sie sich bereits auf die feierlichste Art, in Gegenwart einiger Zeugen versprochen hätten. Ueber diese Nachricht waren sie alle beide sehr bestürzt, wie man sich leicht vorstellen kann. Die Mutter der Dona Eugenia erforschte also weiter, durch welchen Zufall aber die Sache so schnell abgethan wäre; und sie bekam zur Antwort, daß Dom Remond in der gestrigen Nacht in dem Schlafzimmer der Dona Elvire wäre überfallen worden, worin er vermittelst einer Strikleiter gekommen wäre. Diese Strikleiter wäre gerissen, und herunter gefallen, da er eben im Begrif gewesen, herabzusteigen, allein sich noch zum Glük am Fenster gehalten hätte. Durch diesen Zufall wäre

der

der Liebhaber genöthigt gewesen, ins Zimmer der Dona Elvire zurük zu kehren, welches einiges Geräusch gemacht habe; durch dies Geräusch wären verschiedene Domestiken munter geworden, und diese hätten bei dem Alten Lermen gemacht. Der Vater dieses reizzenden Mädchens sei als ein wilder und jachzorniger Mann bekannt, der wirklich anfangs die Absicht gehabt habe, Dom Remond und seine Tochter umzubringen; blos seine Frau habe ihn von dieser abscheuligen That zurükgehalten, und ihm den Rath gegeben, sie lieber mit einander zu vermählen. Dom Remond hätte hierin herzlich gern seine Einwilligung gegeben, weil Dona Elvire sehr schön und reich sei, und er auf die Art ein ansehnliches Glük gemacht habe: noch in der Nacht habe man Dom Remonds Eltern kommen lassen, um auch ihre Einwilligung zu haben, und darauf hätten sich Dom Remond und Dona Elvire versprochen.

Bei so vielen genauen Umständen, womit man diese Stadtneuigkeit erzählte, war es beinah unmöglich, daß sie blos erdichtet wäre. Die ganze Sache war wirklich in der That so geschehen, als ich sie erzählt habe. Dona Eugenia war dabei in der übelsten Lage; denn nun konnte sie gar nicht errathen, wer wohl in der Nacht in ihrem Schlafzimmer sollte gewesen

wesen sein, indem sie nun aus dem Vorfall, der dem Remond begegnet war, wohl sah, daß dieser es unmöglich sein konnte; daher versicherte sie ihre Mutter stärker als vorher, daß sie alle beide geträumt hätten; sie selbst als sie den Namen Dom Remond genannt, und ihre Mutter, da sie sich eingebildet, als wenn einer in ihrem Schlafzimmer herumgienge.

Die gute alte Mutter muste es sich gefallen lassen, solche Gründe gelten zu lassen; denn sie konnte nicht gut begreifen, wie Dom Remond hier und an einem andern Ort zugleich hätte sein sollen. Nach einiger Zeit erzählt Dom Carlos in einer lustigen Gesellschaft das nächtliche Abentheuer, das er bestanden hatte, ohne die Personen zu nennen und versezte die Szene einige Jahre früher hinaus. Dies kam der Mutter der Dona Eugenia zu Ohren, welche sehr bald den eigentlichen Standort enträthseln konnte. Nach Verlauf von einigen Monaten erfuhr sie noch andere Liebschaften ihrer Tochter, deren Zahl endlich immer größer ward, daß sie selbst nicht wuste, was sie davon denken sollte, und sah nun leider ein, daß das Glük ihrer Tochter scheitern müste, wenn sie noch länger in der Welt bleiben sollte.

Diese

Diese kluge Mutter gerieth darüber in Verzweiflung; und da sie sah, daß ihre Tochter die ganze Familie beschimpfte, zwang sie sie, in ein Kloster zu gehen, wo sie, wie ich glaube, ihre Sünden der Galanterie bereuet hat; würde sie es eben so gemacht haben, als Dona Elvire, und nur einen einzigen Liebhaber gehabt haben, wäre sie vielleicht nicht genöthigt worden, der Welt zu entsagen, in einem Alter, wo sie noch viele unschuldige Freuden und Vergnügungen genießen konnte, die manche freilich zwischen den Klostermauern zu finden hoffen, allein gemeiniglich zu spät eine That bereuen, wenn die Sache nicht mehr zu ändern ist.

mehr darum zu thun, sich auf eine eklatante Weise zu rächen, als die zweitausend Pistolen zu besizzen. Er nahm seinen Freund mit nach Hause, und instruirte ihn gehörig, wie er es anzufangen habe, sicher zum Zwek zu kommen. So bald er mit seinem Freunde auf seinem Zimmer war, schloß er die Thüre ab und verriegelte sie zur Vorsicht noch überdies; darauf händigte er ihm zwei Schlüssel ein, zu einem kleinen Kabinet der Dona Eugenia, erklärte ihm den Gebrauch dieser beiden Schlüssel, mit der Versicherung, daß er sicher das erlangen würde, was er zu besizzen wünsche, indem er vermittelst dieser Schlüssel bis zum Bette der Dona Eugenia gelangen könnte. Er bezeichnete ihm genau alle Eingänge, beschrieb ihm die Thüren, welche er mit diesen Schlüsseln öfnen müste, und gab ihm zwei Filzschue mit, damit ihn Niemand im Hause bemerkte. Zur Nachricht und Vorsicht gab er ihm die Regel kein Wort zu reden, weil er seine Stelle eigentlich vertreten sollte und dann auch, weil er sehr leicht von ihrer Mutter könnte gehört werden, welche in einem Nebenzimmer schliefe, dessen Thüre offen stünde. Dom Carlos bedankte sich schon im voraus für diesen großen Dienst, empfohl sich, und nahm sich fest vor, noch in dieser Nacht sein Glük zu versuchen.

Dom Remond dachte nun auch an seine verabredete geheime Zusammenkunft, welche aber weit gefahrvoller war, weil er sich einer Strikleiter bedienen muste, um in das Zimmer seiner neuen Gebietherin zu gelangen. Die Mitternachtsstunde, worin dergleichen geheime Conferenzen gehalten werden, war vorbei, und ein jeder suchte nun den geliebten Gegenstand auf, womit er sich den noch übrigen kurzen Rest der Nacht vergnügen wollte.

Dom Carlos brauchte keine weite Tour zu machen, er kam zuerst an die Wohnung seiner schönen Dona Eugenia. Seine Schlüssel öfneten ihm alle Zugänge und er bediente sich derselben nach der Anweisung seines Freundes und er befand sich früher und glüklicher als er glaubte, vor dem Bette seiner Göttin Dona Eugenia.

Sind Sie da, Dom Remond? — sagte sie zu ihm, als sie ihre Bettgardinen rascheln und ein kleines Geräusch im Zimmer hörte —

Dom Carles sprach kein Wort. Daher fragte sie ihn zum zweitenmal und etwas lauter als das erstemal. Abermals keine Antwort. Die Schöne sah sich auf die Art genöthigt, zum drittenmal ihn zu fragen ob er nicht Dom Remond wäre. Sie sprach dabei so laut, daß ihre Mutter über dem

Geräusch erwachte und schon einige Fußtritte zu hören glaubte.

Sie fragte ihre Tochter, was sie mit ihrem Dom Romond sagen wollte? Die Tochter antwortete, daß sie an Dom Remond nicht gedacht, noch weniger ihn genannt hätte, sie müste etwan im Schlaf gesprochen haben.

Du denkst nicht an Dom Remond — versezte die Mutter — und ich will wetten, daß Dom Remond hier bei Dir im Zimmer ist, denn ich höre Jemanden gehen. Darauf stand die Mutter selbst aus dem Bette auf, und gieng an das Bette ihrer Tochter hin, hörte auch noch stärker gehen und die Thüre zumachen.

Dom Carlos gieng nemlich wieder weg, so bald er die Mutter aufstehen hörte. Die gute alte Frau schimpfte gewaltig auf ihre Tochter, welche dabei blieb, daß sie träumen müste, so wie sie vielleicht von ihm geträumt hätte.

Ich träume nicht — entgegnete die Mutter — denn ich schlafe ja nicht; und ich weis ja recht gut, wo ich jezt bin, denn ich bin weder in meinem Bette, noch in meinem Zimmer.

Es soll ja aber doch Leute geben — versezte die Tochter — die aufstehen, sich anziehen und dabei im-

mer schlafen. Wie leicht wäre es möglich, daß Sie die nemliche Krankheit hätten, die so viele Menschen haben, die täglich das thun, was Sie jezt thun.

Ja mein Kind — war der guten alten Frau Antwort — die das thun, thun es gewis nicht in meinem Alter.

Indessen legte sie sich in der Stille in das Bette ihrer Tochter, und schlief mit ihr zusammen, machte auch sonst nicht das geringste Lermen, weil sie befürchtete, ihre Leute möchten etwan aufwachen. Sie wuste recht gut, daß man gewisse Dinge, welche Aergerniß geben können, geheim halten müsse, und in diesem Stük handelte sie als eine sehr kluge Frau.

Ihre Tochter konnte es ihr doch nicht aus dem Kopf bringen, daß der Remond nicht wirklich in ihrem Zimmer gewesen wäre, daß sie ihn bei seinem Namen genannt hätte, daß er darauf wieder fortgegangen und die Thüre verschlossen habe; allein die Mutter schwieg, weil sie erst den andern Tag ihr Möglichstes thun wollte, die eigentliche Wahrheit aus dem Munde ihrer Tochter zu hören.

Keine von diesen beiden Frauensleuten schlief; denn Dona Eugenia befürchtete, sie möchte von ihrer Mutter übel begegnet werden, sie möchte ihr

die Wahrheit entdekken oder nicht; und ihre Mutter konnte kaum den fürchterlichen Gedanken ertragen, daß ihre Tochter ihre ganze Familie entehrt oder wenigstens den Entwurf dazu gemacht habe.

Erst bei Anbruch des Tages überfiel beiden ein kleiner Schlummer, daher standen sie sehr spät auf, weil sie vor langer Unruhe die Nacht durch nicht hatten schlafen können. Als sie mit ihrem Anzuge beschäftigt waren, hinterbrachte man ihnen die Neuigkeit, daß Dom Remond sich mit Dona Elvire vermählen würde, oder vielmehr, daß sie sich bereits auf die feierlichste Art, in Gegenwart einiger Zeugen versprochen hätten. Ueber diese Nachricht waren sie alle beide sehr bestürzt, wie man sich leicht vorstellen kann. Die Mutter der Dona Eugenia erforschte also weiter, durch welchen Zufall aber die Sache so schnell abgethan wäre; und sie bekam zur Antwort, daß Dom Remond in der gestrigen Nacht in dem Schlafzimmer der Dona Elvire wäre überfallen worden, worin er vermittelst einer Strikleiter gekommen wäre. Diese Strikleiter wäre gerissen, und herunter gefallen, da er eben im Begrif gewesen, herabzusteigen, allein sich noch zum Glük am Fenster gehalten hätte. Durch diesen Zufall wäre

der

der Liebhaber genöthigt gewesen, ins Zimmer der Dona Elvire zurük zu kehren, welches einiges Geräusch gemacht habe; durch dies Geräusch wären verschiedene Domestiken munter geworden, und diese hätten bei dem Alten Lermen gemacht. Der Vater dieses reizzenden Mädchens sei als ein wilder und jachzorniger Mann bekannt, der wirklich anfangs die Absicht gehabt habe, Dom Remond und seine Tochter umzubringen; blos seine Frau habe ihn von dieser abscheuligen That zurükgehalten, und ihm den Rath gegeben, sie lieber mit einander zu vermählen. Dom Remond hätte hierin herzlich gern seine Einwilligung gegeben, weil Dona Elvire sehr schön und reich sei, und er auf die Art ein ansehnliches Glük gemacht habe: noch in der Nacht habe man Dom Remonds Eltern kommen lassen, um auch ihre Einwilligung zu haben, und darauf hätten sich Dom Remond und Dona Elvire versprochen.

Bei so vielen genauen Umständen, womit man diese Stadtneuigkeit erzählte, war es beinah unmöglich, daß sie blos erdichtet wäre. Die ganze Sache war wirklich in der That so geschehen, als ich sie erzählt habe. Dona Eugenia war dabei in der übelsten Lage; denn nun konnte sie gar nicht errathen, wer wohl in der Nacht in ihrem Schlafzimmer sollte gewesen

wesen sein, indem sie nun aus dem Vorfall, der dem Remond begegnet war, wohl sah, daß dieser es unmöglich sein konnte; daher versicherte sie ihre Mutter stärker als vorher, daß sie alle beide geträumt hätten; sie selbst als sie den Namen Dom Remond genannt, und ihre Mutter, da sie sich eingebildet, als wenn einer in ihrem Schlafzimmer herumgienge.

Die gute alte Mutter muste es sich gefallen lassen, solche Gründe gelten zu lassen; denn sie konnte nicht gut begreifen, wie Dom Remond hier und an einem andern Ort zugleich hätte sein sollen. Nach einiger Zeit erzählt Dom Carlos in einer lustigen Gesellschaft das nächtliche Abentheuer, das er bestanden hatte, ohne die Personen zu nennen und versezte die Szene einige Jahre früher hinaus. Dies kam der Mutter der Dona Eugenia zu Ohren, welche sehr bald den eigentlichen Standort enträthseln konnte. Nach Verlauf von einigen Monaten erfuhr sie noch andere Liebschaften ihrer Tochter, deren Zahl endlich immer größer ward, daß sie selbst nicht wuste, was sie davon denken sollte, und sah nun leider ein, daß das Glük ihrer Tochter scheitern müste, wenn sie noch länger in der Welt bleiben sollte.

Diese kluge Mutter gerieth darüber in Verzweiflung; und da sie sah, daß ihre Tochter die ganze Familie beschimpfte, zwang sie sie, in ein Kloster zu gehen, wo sie, wie ich glaube, ihre Sünden der Galanterie bereuet hat; würde sie es eben so gemacht haben, als Dona Elvire, und nur einen einzigen Liebhaber gehabt haben, wäre sie vielleicht nicht genöthigt worden, der Welt zu entsagen, in einem Alter, wo sie noch viele unschuldige Freuden und Vergnügungen genießen konnte, die manche freilich zwischen den Klostermauern zu finden hoffen, allein gemeiniglich zu spät eine That bereuen, wenn die Sache nicht mehr zu ändern ist.

wesen sein, indem sie nun aus dem Vorfall, der dem Remond begegnet war, wohl sah, daß dieser es unmöglich sein konnte; daher versicherte sie ihre Mutter stärker als vorher, daß sie alle beide geträumt hätten; sie selbst als sie den Namen Dom Remond genannt, und ihre Mutter, da sie sich eingebildet, als wenn einer in ihrem Schlafzimmer herumgienge.

Die gute alte Mutter muste es sich gefallen lassen, solche Gründe gelten zu lassen; denn sie konnte nicht gut begreifen, wie Dom Remond hier und an einem andern Ort zugleich hätte sein sollen. Nach einiger Zeit erzählt Dom Carlos in einer lustigen Gesellschaft das nächtliche Abentheuer, das er bestanden hatte, ohne die Personen zu nennen und versezte die Szene einige Jahre früher hinaus. Dies kam der Mutter der Dona Eugenia zu Ohren, welche sehr bald den eigentlichen Standort enträthseln konnte. Nach Verlauf von einigen Monaten erfuhr sie noch andere Liebschaften ihrer Tochter, deren Zahl endlich immer größer ward, daß sie selbst nicht wuste, was sie davon denken sollte, und sah nun leider ein, daß das Glük ihrer Tochter scheitern müste, wenn sie noch länger in der Welt bleiben sollte.

Diese kluge Mutter gerieth darüber in Verzweiflung; und da sie sah, daß ihre Tochter die ganze Familie beschimpfte, zwang sie sie, in ein Kloster zu gehen, wo sie, wie ich glaube, ihre Sünden der Galanterie bereuet hat; würde sie es eben so gemacht haben, als Dona Elvire, und nur einen einzigen Liebhaber gehabt haben, wäre sie vielleicht nicht genöthigt worden, der Welt zu entsagen, in einem Alter, wo sie noch viele unschuldige Freuden und Vergnügungen genießen konnte, die manche freilich zwischen den Klostermauern zu finden hoffen, allein gemeiniglich zu spät eine That bereuen, wenn die Sache nicht mehr zu ändern ist.

wesen sein, indem sie nun aus dem Vorfall, der dem Remond begegnet war, wohl sah, daß dieser es unmöglich sein konnte; daher versicherte sie ihre Mutter stärker als vorher, daß sie alle beide geträumt hätten; sie selbst als sie den Namen Dom Remond genannt, und ihre Mutter, da sie sich eingebildet, als wenn einer in ihrem Schlafzimmer herumgienge.

Die gute alte Mutter muste es sich gefallen lassen, solche Gründe gelten zu lassen; denn sie konnte nicht gut begreifen, wie Dom Remond hier und an einem andern Ort zugleich hätte sein sollen. Nach einiger Zeit erzählt Dom Carlos in einer lustigen Gesellschaft das nächtliche Abentheuer, das er bestanden hatte, ohne die Personen zu nennen und versezte die Szene einige Jahre früher hinaus. Dies kam der Mutter der Dona Eugenia zu Ohren, welche sehr bald den eigentlichen Standort enträthseln konnte. Nach Verlauf von einigen Monaten erfuhr sie noch andere Liebschaften ihrer Tochter, deren Zahl endlich immer größer ward, daß sie selbst nicht wuste, was sie davon denken sollte, und sah nun leider ein, daß das Glük ihrer Tochter scheitern müste, wenn sie noch länger in der Welt bleiben sollte.

Diese kluge Mutter gerieth darüber in Verzweiflung; und da sie sah, daß ihre Tochter die ganze Familie beschimpfte, zwang sie sie, in ein Kloster zu gehen, wo sie, wie ich glaube, ihre Sünden der Galanterie bereuet hat; würde sie es eben so gemacht haben, als Dona Elvire, und nur einen einzigen Liebhaber gehabt haben, wäre sie vielleicht nicht genöthigt worden, der Welt zu entsagen, in einem Alter, wo sie noch viele unschuldige Freuden und Vergnügungen genießen konnte, die manche freilich zwischen den Klostermauern zu finden hoffen, allein gemeiniglich zu spät eine That bereuen, wenn die Sache nicht mehr zu ändern ist.

wesen sein, indem sie nun aus dem Vorfall, der dem Remond begegnet war, wohl sah, daß dieser es unmöglich sein konnte; daher versicherte sie ihre Mutter stärker als vorher, daß sie alle beide geträumt hätten; sie selbst als sie den Namen Dom Remond genannt, und ihre Mutter, da sie sich eingebildet, als wenn einer in ihrem Schlafzimmer herumgienge.

Die gute alte Mutter muste es sich gefallen lassen, solche Gründe gelten zu lassen; denn sie konnte nicht gut begreifen, wie Dom Remond hier und an einem andern Ort zugleich hätte sein sollen. Nach einiger Zeit erzählt Dom Carlos in einer lustigen Gesellschaft das nächtliche Abentheuer, das er bestanden hatte, ohne die Personen zu nennen und versezte die Szene einige Jahre früher hinaus. Dies kam der Mutter der Dona Eugenia zu Ohren, welche sehr bald den eigentlichen Standort enträthseln konnte. Nach Verlauf von einigen Monaten erfuhr sie noch andere Liebschaften ihrer Tochter, deren Zahl endlich immer größer ward, daß sie selbst nicht wuste, was sie davon denken sollte, und sah nun leider ein, daß das Glük ihrer Tochter scheitern müste, wenn sie noch länger in der Welt bleiben sollte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mursinna, Friedrich Samuel, 1754-1805

Komische Erzählungen im Geschmak des Boccaz

Bd.: 5. (1790). - 245 S. : Ill.

Halle 1790

Rem.IV 2400-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781640-9
VD18 12004065-001